

# WELTENPORTAL



NR. 5

10/2023

ISSN Druckausgabe: 2748-9574  
ISSN Onlineausgabe: 2748-9582



ERHÄLTlich IM BAHNHOFsbUCHANDEL UND AUSGEWÄHLTEN EITSCHRIFTENLÄDEN



**HORRORCOMIC-MAGAZIN**  
SOFTCOVER - S/W - 44 SEITEN - 6,66 EUR

Ebenfalls noch erhältlich sind die Ausgaben 1 - 5. Bestellungen unter: <https://www.comiebase-berlin.de/>





**DIE KUNST DES LESENS  
IST WAHRLICH DIE GRÖSSTE KUNST  
SIE LÄSST UNS TRÄUMEN**

PETRA BERGER

## EDITORIAL

Als ich mich Anfang 2020 daranmachte, die bereits länger gärende Idee einer Literaturzeitschrift in die Tat umzusetzen, sah ich – ehrlich gesagt – keine besondere Nachfrage. Diejenigen, die zwischen Streamingdiensten, Podcasts und Spielen jeder Art noch das Bedürfnis nach Geschichten in Textform haben, schienen mir bereits für jeden Geschmack überversorgt. Die Vorstellung einer Zeitschrift, die pro Ausgabe eine ausgewählte Zusammenstellung an Kurzprosa aller phantastischen Genres mit einer Mischung aus Interviews, Artikeln und Rezensionen zu heimischen Neuerscheinungen kombiniert, war jedoch zu verlockend, um den Versuch nicht zu wagen.

Nach zwei Jahrgängen ziehe ich ein erfreuliches Zwischenfazit: Die Aufrufe der Onlineversion steigen mit jeder neuen Ausgabe kontinuierlich an, der Abonnentenstamm der Druckausgabe wächst, und das Magazin wurde in der Kategorie »Sonderpreis 2022« des renommierten *Kurd-Laßwitz-Preis* mit einer überraschend hohen Punktzahl auf den vierten Platz gewählt. All das bestärkt mich darin, die Zeitschrift fortzuführen.

Was ich mir wünschen würde, wären mehr Rückmeldungen. Lasst uns wissen, wie euch die vorliegende Ausgabe oder das Magazin allgemein gefällt. Sei es als Kommentar auf unserer Webseite oder unter den Postings unserer Social-Media-Profile, in Foren, via E-Mail oder per Briefftaube.

Christoph Grimm

## IMPRESSUM

Weltenportal, Nr. 5, 10/2023 | ISSN Druckausgabe: 2748-9574 | ISSN Onlineausgabe: 2748-9582

**Herausgegeben von:** Christoph Grimm, Speyerer Str. 8, 69242 Mühlhausen

**Kontakt:** [weltenportal@christophgrimm.com](mailto:weltenportal@christophgrimm.com) | [www.weltenportalmagazin.de](http://www.weltenportalmagazin.de)

**Redaktion:** Christoph Grimm, Sarah Lutter

**Mitwirkende dieser Ausgabe:** Galax Acheronian, Petra Berger, Volker Dornemann, Anna Eichenbach, Detlef Klewer, Reiner Krauss, David A. Lindsam, Julia Notter, Jol Rosenberg, Ralf H. Schneider, Daniela Tandetzke, Yvonne Tunnat, Melanie Werner, Amalia Zeichnerin

**Lektorat (Stories):** Christine Jurasek, Manuel Otto Bendrin

**Satz, Layout und Schlussredaktion:** Christoph Grimm

**Schlussredaktion:** Dieter Rieken

**Grafiken:** S. 1-3: ThankYouFantasyPictures | Sofern nicht anders angegeben: [www.pixabay.com](http://www.pixabay.com)

**Umschlaggestaltung:** Detlef Klewer, [www.kritzelnkunst.de](http://www.kritzelnkunst.de)

**Drucklegung:** WIRmachenDRUCK GmbH, Mühlbachstr. 7, 71522 Backnang

Creative-Commons-Lizenzen sind gekennzeichnet. Das Copyright der einzelnen Beiträge und Grafiken liegt bei den Ersteller:innen/Verlagen. Das Copyright dieser Zusammenstellung liegt bei Christoph Grimm. Jedwede Nutzung über den privaten Gebrauch hinaus wird ausdrücklich untersagt.

# INHALTSVERZEICHNIS

## STORIES

<b>Yvonne Tunnat:</b> Die Geburtstagsparty .....	6
<b>Jol Rosenberg:</b> Eine Person, eine Karte .....	10
<b>Nicole Hobusch:</b> Die Hitze der Bürokratie .....	18
<b>Galax Acheronian:</b> S. A. I. S. ....	28
<b>Manuel Otto Bendrin:</b> Die Staffel .....	32
<b>Kai Focke:</b> Herrschaft der Algorithmen .....	59
<b>Frank Lauenroth:</b> Fly me to the dune .....	62
<b>Anke Elsner:</b> Pisauridae .....	68
<b>Nele Sickel:</b> Harmonien .....	73
<b>Sarah Lutter:</b> Opium .....	74
<b>Volker Dornemann:</b> Microstories .....	9, 17, 67

## MAGAZIN

<b>Petra Berger:</b> Haiku .....	3
<b>Detlef Klewer:</b> Das Artefakt (Comic) .....	23
<b>Christoph Grimm:</b> Interview mit Manuel O. Bendrin ...	38
<b>Christoph Grimm:</b> Interview mit dem <i>NOVA</i> -Team ....	44
<b>Reiner Krauss:</b> Interview mit Brandon Q. Morris .....	50
<b>Sarah Lutter:</b> Interview mit Kai Focke .....	56
<b>Sarah Lutter &amp; Christian Endres:</b> <i>Die Prinzessinnen: Die hohe Kunst des Ausschlachtens</i> .....	83
<b>David A. Lindsay:</b> <i>Abgespaced:</i> Science-Fiction Soap Opera kann anders sein .....	88
Rezensionen .....	98

## REDAKTIONELLES

Editorial .....	4
Impressum .....	4
Inhaltsverzeichnis .....	5
Mitwirkende dieser Ausgabe .....	112
Content Notes .....	114

YVONNE TUNNAT

# DIE GEBURTSTAGSPARTY

Jona schaut wieder auf ihr Armband und seufzt laut.

»Was?«, frage ich.

Sie schüttelt den Kopf, mit Seitenblick auf Finjas. *Nicht vor dem Kind!* Wir brauchen endlich eine Geheimsprache.

»Wenn nachher alle da sind, blase ich die Kerzen aus«, erzählt Finjas. Als niemand reagiert, zögert er. »Oder dürfen das die Gäste?«

Jona geht zu ihm und streichelt seinen Rücken. Ich schaue zur Seite, damit sie mein Lächeln nicht sieht. Immer wenn jemand etwas sagt, das Jona gefällt, fängt sie an, die Rücken der Leute zu streicheln. Richtig witzig wurde es kürzlich, als sie den Rücken des Postboten streichelte, weil er sagte, er würde die Pakete demnächst nicht mehr ins Bikeport legen, sondern einfach vor die Haustür stellen.

Ich höre das leise Vibrieren ihres Bandes, sie zieht den Ärmel hoch, schaut drauf, hebt die Augenbrauen und blickt zu mir. Kopfnicken zur Diele.

»Finjas, deck mal den Tisch zu Ende!«, sage ich.

Das Kind schaut ratlos zum perfekt dekorierten Tisch. Jona hat dreiunddreißig Stories durchgeklickt, um sicher zu sein, wie man hierzulande Tische deckt. Egal, woran wir jetzt noch ziehen und zerren, besser wird's nicht.

»Dann sitz Probe«, korrigiere ich mich. Bevor er protestieren kann, folge ich Jona nach draußen auf den kleinen Hof.

»Sie haben abgesagt, Yuki«, sagt sie ohne Einleitung.

»Wer ist *sie*?«, frage ich zurück und gehe in Gedanken die Kinder durch. Fünf insgesamt, da Finjas schließlich fünf wird. Und *sie haben*, das klingt nach Plural. Mehr als ein Kind hat abgesagt? Hoffentlich nicht Nascha, das wäre hart. Wenn nur Lisel und Gunni nicht kommen, würde es vielleicht gehen.

»Alle«, antwortet Jona.

Für einen Moment höre ich nur das leise Pfeifen des Windes im Hof. Ich schließe die Haustür. Nicht damit Finjas nichts hört, sondern damit es drinnen nicht auskühlt. Wir haben zum ersten Mal in diesem Jahr die Heizung eingeschaltet, der Besucherkinder wegen. Kurz durchzuckt es mich, hineinzulaufen und sie abzustellen. Hier ist es im Dezember viel kälter als daheim. Abgerechnet wird pro Heizstunde.

»Alle«, wiederholt Jona, obwohl ich nichts gesagt habe. Ich stelle mich näher zu ihr, spüre ihre Körperwärme. Alle?

»Lisel darf nicht kommen. Als Konsequenz für ihr Verhalten«, beginnt sie.

Als Konsequenz?

»Was kann eine Fünfjährige schon angestellt haben, dass sie nicht zu einer Party darf?«, frage ich. »Den Bellobot auf bissig umprogrammiert? Das Smartbett in Brand gesteckt?«

»Und dann darf Gunni auch nicht mit. Geschwisterrivalität vermeiden.«

»Sippenhaft«, sage ich spontan. Ich stelle mir die Eltern von Lisel und Gunni vor. Zwei äußerst nette Personen, die Ersten, die uns hier im Dorf begrüßt haben. So froh, dass mal jemand aus unserer Gegend herkommt. Fürchterliches hätten sie ja gehört. Die Sommer da unten, die Sterberate ... nun ja. Aber wir seien ja so jung, weshalb wären wir denn ausgewandert?

Doch etwas neugierig, im Nachhinein. Die Wahrheit habe ich ihnen nicht gesagt. Auch wenn mit einem Blick auf Finjas klar ist, dass er *natürlich* geboren wurde. So natürlich, wie es mit zwei Eizellen eben geht. Wir haben alle Kreuze freigelassen. Finjas hat einen Silberblick und eine grüne Nickelbrille. Süß. Jeder weiß sofort: nicht enhanced.

»Und die anderen?«, frage ich.



»Rolf hustet leicht. Vielleicht ansteckend. Sie wollen sie lieber daheim behalten. Und Ludi darf nichts Süßes essen für den Rest des Monats, und sie trauen uns nicht zu, dass wir darauf achten.«

Nicht zu Unrecht. Wie sollen wir auch dafür sorgen, dass bei einer Geburtstagsparty inmitten lauter extra-zuckrigen Rübenmuffins und Riesenschaumkissen ein einzelnes Kind nichts davon in den Mund steckt?

»Aber Nascha?«, frage ich, obwohl *alle* ja wohl auch Finjas' beste Freundin beinhaltet. Ach, was sage ich, seine Freundin-Freundin, die beiden sind ein Liebespaar. Vorpupertär, ja, aber absolut ernsthaft. Sie machen jeden Tag Zukunftspläne. Ich bin mittlerweile davon überzeugt, dass sie tatsächlich für immer zusammenbleiben werden.

»Den Rest des Monats Stubenarrest«, sagt Jona, ihre Stimme trocken wie Zahnpasta, bei der man den Deckel nicht wieder auf die Tube geschraubt hat. »Auch keine Kita. Kein Rausgehen. Für den Rest des Monats.«

Ich stelle mich noch näher zu meiner Frau. Körperwärme hilft auch nichts. Da drin ist unser Kind, es ist sein fünfter Geburtstag, niemand wird kommen, und seine beste Freundin ist für drei Wochen weggesperrt.

»Das sind doch alles Deppen, oder?«, frage ich, ganz leise, als könnte ich meine Worte damit abmildern. »Sperrten ihre Kinder ein wegen nichtiger Erkältungen, kleiner Sünden und Missetaten, und bestrafen damit vor allem einen: unser Kind.«

Als hätten wir es abgesprochen, stellen wir uns beide auf die Zehenspitzen. Finjas sitzt in der Küche vor dem Kuchen, die Kerzen sind noch aus. Er lehnt sich zurück, bläst die Backen auf, prustet, tut so, als blase er sie aus. Immer wieder.

»Ist es nicht schön, wie er hier atmet? Wie er hier Luft holen kann? Endlich Kind sein darf?«, fragt Jona.

In unserer Heimat war es beißend schwül, der Smog so erdrückend. Er hatte diese beiden Schläuche in der Nase, Sauerstoffflasche immer und überall dabei. Keine Kita, denn das würde die Betreuung nicht beinhalten.

Es hieß: *Suchen Sie sich einen Spezialplatz.* Die Kasse zahlte das nicht, und wir konnten uns das nicht leisten. Also arbeiteten wir beide Halbzeit und blieben abwechselnd daheim. Mit einer Mischung aus Wehmut und Erleichterung, dass diese Zeit vorbei ist, denke ich an den winzig kleinen Kerl, wie ich mit ihm stundenlang Autos hintereinander hergeschoben habe: *Nein, so, Mama, nicht so, nein, andersrum, Mama, die Mami kann das aber besser!*

Die Sorge überwog immer. Eigentlich wollte ich gar nicht, dass er stundenlang woanders untergebracht war. Wer weiß, ob sie das Auswechseln der Sauerstoffkartusche richtig hingekriegt hätten? Oder bei einem Anfall richtig reagierten.

Dann, endlich, ein Visum aus gesundheitlichen Gründen. Hier sind wir nun, im reichen Nordland, wo die Winter noch kühl sind und die Sommer erträglich. Unser Kind atmet. Spielt und atmet ohne Hilfe. Keine Anfälle.

»Nascha wird als Erwachsene einen IQ von 180 haben. Das haben sie so bestellt«, sagt Jona jetzt.

»Finjas ist auch kein Dummkopf«, erwidere ich, ganz automatisch.

»Klar. Aber er ist einfach ein Kind. Ein einfaches Kind.«

»Die anderen hier sind auch einfach nur Kinder«, behaupte ich. Aber es stimmt nicht. Lisel kann fließend lesen, seit sie drei ist. Gunni löst Gleichungen mit zwei Unbekannten. Fast alle Kinder sind nachmittags in Förderkursen und nehmen an Projekten teil, mit Namen wie *Nano-Programmierung für junge Talente* oder *Farbenlehre für Enthusiasten*. Ich schaue wieder hinein zu Finjas. Atmend. Pustend. Kindlich.

»Immerhin müssen wir ihn nicht so krass rannehmen wie die anderen Kinder. Die scheinen ja allesamt schlimme Finger zu sein«, meine ich.

Jona sieht plötzlich müde aus. »Die machen auch nichts Schlimmes. Es wird nur angeraten, streng und konsequent zu sein. Steht in der Anleitung.«

Ich beobachte sie, wie sie ihre Haare hinters Ohr schiebt und dabei die Sommersprossen

entblößt, die sich hauptsächlich an den Rändern ihres Gesichts tummeln. »Anleitung?«

»Na, ich weiß nicht. Merken die Eltern überhaupt, dass es Kinder sind? Oder sind es Accessoires, vor der Geburt passend bestellt?« Ihre Tonlage ist nicht mehr weit von einem Fauchen entfernt.

»Jona«, sage ich, so ruhig ich kann. »Wir müssen jetzt da rein. Die Heizung abstellen und Finjas erzählen, dass keiner kommt.«

Sie packt meinen Arm, ich spüre ihre Fingernägel durch meinen Pulli. »Die Heizung abstellen – das spart uns vier Credits pro Stunde!« Sie lässt mich los, rennt hinein, die Tür bleibt offen. Ich folge ihr, schließe die Tür. Sie ist in die Kammer gelaufen und drückt den Ausschalter. Kein sanftes Herunterfahren, einfach Dead-Ohnmachts-Aus.

»Jona«, beginne ich, »das ist empfindliche Software ...«

Weiter komme ich nicht. Sie flitzt an mir vorbei in die Küche. »Finjas«, sagt sie. Die hat etwas vor. Hoffentlich will sie nicht zum Ausgleich eine Horde Kiddiebots bestellen. Ich ertrage alleine schon die Stimmlage nicht. »Wir machen einen Ausflug.«

»Ausflug?« Seine Verwirrung ist offensichtlich. »Aber gleich kommen doch alle.«

»Nein, heute nicht. Die anderen Kinder sind in Abenteuer verwickelt, von denen sie dir später berichten werden.« Hoffentlich werde ich später berichten können, wie sie diese Lüge wieder geradebiegen will!

»Wir fahren los. Jetzt. In den Indoorpark.« Ich verschlucke mich fast an der Luft. Indoorpark! Danach ist Quarantäne für mindestens drei Wochen angesagt! Als würde sie meine Gedanken erraten, dreht sie sich zu mir um und schüttelt den Kopf. Ich soll wohl nicht widersprechen.

Ist ja auch logisch. Nascha ist ohnehin im Elterngefängnis. So hat Finjas wenigstens etwas davon. »Gute Idee«, sage ich. »Ab zum Indoorspielplatz. Würstchen und Eis und ganz viele andere wilde Kinder.« Vermutlich auch keine aus dieser Gegend. Denn in dieser Gegend gibt es ja nur Designerbabies mit dickbändigen Anleitungen, drakonischen Strafen, nassforschen Konsequenzen und panischen Hygiene-Schnupfen-Regelungen.

Jona dreht sich zu mir um, zwinkert, legt mir die Hand auf den Rücken und streichelt ihn.

~ ~ ~

© **Text:** Yvonne Tunnat | Erstveröffentlichung

© **Illustration:** Galax Acheronian (S. 28)

*Yvonne Tunnat, geb. 1978, verfasst seit den 1990er Jahren Kurzgeschichten u. a. der Genres SF, Horror und Thriller. Außerdem betreibt sie einen Blog und den Podcast Literatunnat.*

<https://www.rezensionsnerdista.de>

<https://www.literatunnat.de>

## 3075 A. C. (VOLKER DORNEMANN)

Hellmann war aufgeregt. Auch wenn dies nicht seine erste Zeitreise war. Schon zweimal hatte er die Gegenwart verlassen – einmal Richtung Vergangenheit, einmal Richtung Zukunft. Beide Male jedoch nur wenige Tage weit. Diesmal würde er in die Vollen gehen: 1000 Jahre in die Zukunft!

Er betätigte den Hebel, und die Umgebung löste sich auf. Es dauerte nur einen kurzen Moment, bis sie sich wieder stabilisierte. Er war da! 1000 Jahre in der Zukunft!

Er verdampfte in derselben Sekunde.

JOL ROSENBERG

# EINE PERSON, EINE KARTE

Ross starrte auf die Geldkarte in ihrer Hand, dann auf den Hintern der Person vor ihr. *Ruhig bleiben!* Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und rückte vor. Wie sie das Schlangestehen hasste! Besonders wenn alle sie anstarrten. Aber das war Unsinn: Niemand beobachtete sie. Alle taten so, als seien die anderen nicht da. Nal hatte erzählt, dass es in der Sozialstation so war. Es stimmte: Die Menschen um Ross herum hielten die Blicke ausnahmslos gesenkt.

Als sie endlich dran war, schob Ross die Karte in den Automaten.

»Ross Bosner, Identität bestätigen«, schnarrte eine künstliche Stimme.

Ross wischte ihre Hand an der Hose ab und legte sie auf das Tastfeld. Zum Glück besaß das keine Feuchtigkeitssensoren.

»Identität und Beschäftigungsverlauf bestätigt. Ihr Guthaben beträgt vier Galaktische Währungseinheiten. Anspruch auf karitative Unterbringung und Verpflegung freigegeben.«

Ross stieß die Luft aus. Sie hatte gar nicht bemerkt, dass sie sie angehalten hatte.

»Ihnen wird ein Schlafplatz in Raum C7 zugewiesen. Bitte beachten Sie, dass Verstöße gegen die Hausordnung zum Erlöschen Ihres Anrechts auf karitative Leistungen führen.« Auf dem Display flackerte ein langes Dokument auf, dann wurde es von einem blauen Viereck verdeckt. Ross tippte darauf, um die Hausordnung zu bestätigen. Lautlos glitt ihre Karte aus dem Schlitz. Sie nahm sie und trat zur Seite.

So war es also, arbeits- und wohnungslos zu sein. Die Betongussbänke der Sozialstation und das wacklige Sonnendach, zwischen dessen zerschlissenen Stoffbahnen Sonnenstreifen auf den Boden fielen, wirkten alles andere als einladend. Die Kolonie auf Beta3 war noch jung, aber die Ausrüstung sah aus, als stamme sie aus dem letzten Jahrhundert. Kein Wunder:

Das Wetter hier forderte viel vom Material. Eine unbarmherzige Sonne, dazu häufige Sandstürme und anhaltende Trockenheit. Die wenigen Regengüsse schwemmten Dinge weg, die vorher unverrückbar erschienen waren. Und dann gab es da noch die merkwürdige Strahlung, von der niemand Genaueres wusste.

Ross steckte die Geldkarte in die Gesäßtasche, fand das keinen sicheren Ort und tat sie in die Jackentasche. Die Karte war teuer gewesen. Eine Zweitkarte. Die Fälscher hatten ihr versichert, dass niemand nachvollziehen konnte, woher sie stammte – es sei denn, sie selbst wäre so unvorsichtig, es offenzulegen. Aber alles konnte nachvollzogen werden, das wusste Ross. Wer für Geld Karten fälschte, würde für mehr Geld Informationen verkaufen. Nun, so wichtig war sie nicht.

Hoffentlich.

Ross hatte die Sozialstation bisher meiden können. Wenn sie mal wieder gefeuert worden war, kam sie bei Nal unter – ihrem Anker, Anlaufpunkt und Nothafen. Nal war rebellisch, aber wesentlich disziplinierter, was das Behalten von Arbeitsplätzen anging. Wenn Ross so weitermachte, hatte sie bald alle Arbeitgeber auf diesem abgewrackten Planeten durch, und dann – dann brauchte sie Plan B. Sie hatte einen Plan B. Bald würde er wahr werden. Dann würde sie zu Nal gehen und ein Angebot machen, das alles wiedergutmachte.

Langsam setzte sich Ross in Bewegung. Bis das Angebot stand, war sie bei Nal unten durch. Sie musste allein klarkommen. Am besten, sie sah sich diesen Schlafplatz an.

Raum C7 war glücklicherweise recht klein. Sieben Bettgestelle, fünf davon mit persönlichen Gegenständen belegt. Die beiden freien standen natürlich neben der Tür. Ross legte ihre Tasche auf eines, dann warf sie sich kurzentschlossen daneben. Das Bett knarzte unwillig.



»Erste Verwarnung«, sagte eine metallische Stimme irgendwo über ihr.

Ross schreckte hoch. *Was?* Sie entdeckte den Lautsprecher über der Tür neben einem mutwillig offen platzierten Kameraauge. Na schön! Sie musste sich auf die Suche nach der Hausordnung machen. Und sich daran halten. Sonst würde sie hier schneller rausfliegen, als sie bis drei zählen konnte.

Die Hausordnung hing neben der Eingangstür des Komplexes, auf eine vergilbte Kunststoffplatte gedruckt, die vom Wetter krisselig und rau geworden war. *Es ist verboten, die Betten tagsüber zu nutzen, entzifferte Ross. Es ist verboten, Lebensmittel in den Räumen zu lagern, Besuch zu empfangen, auf dem Gelände zu rauchen und sich länger als zehn Stunden von der Sozialstation zu entfernen. Die Nichtteilnahme an mehr als zwei Mahlzeiten führt zur Streichung derselben. Wer sich an zwei aufeinanderfolgenden Tagen von nichts ernährte, besaß entweder eine andere Nahrungsquelle oder war magersüchtig.* Danach folgte eine lange Liste der Verpflichtungen. Ross biss die Zähne zusammen. Die Sozialstation war so übel, wie Nal behauptet hatte. Einen Job brauchte Ross. Nur noch einen, wenn sie weiter die Zähne zusammenbiss und durchhielt. Dann konnte sie den Absprung wagen und ihr eigener Boss sein.

Später saß Ross auf einer Betonbank und löf-felte Eintopf. Ihr Magen war bereits voll, aber wenn es für den ganzen Tag reichen sollte, musste sie auch den Rest hinunterwürgen. Sie fragte sich, was sie mit dem Tag tun sollte. Angeblich gab es Weiterbildungs- und Freizeitangebote, aber die Hinweise darauf waren zu gut versteckt. Wahrscheinlich existierten sie nur in der Theorie wie so vieles auf Beta3. Ross' Blick schweifte über die Gestalten, die neben ihr löf-felten: Verblichene Shirts, abgeschabte Hosen und Schuhe, deren Originalfarben nicht mehr erahnt werden konnten, bestimmten das Bild. Ross musste lachen bei dem Gedanken, dass sie in der Gruppe am besten gekleidet war. Eine gänzlich neue Erfahrung.

»Was gibt es zu lachen?«

Ein paar Beine hatten sich in ihr Blickfeld geschoben. Sie unterdrückte ein Stöhnen. Noch keinen Tag hier und, wie es schien, nur Sekunden davon entfernt, sich mit der ersten Person anzulegen! Nicht, dass sie keine Routine damit hatte. Ross hob den Kopf, ließ den Blick an einer ehemals schwarzen Hose hinaufwandern zu billigen Kunststoffknöpfen auf Karohemd, einem schlecht rasierten Hals und dem Stoppelbart. *Aha. Männlich gelesene Person mit schlechter Laune.* Ross fixierte graue Augen.

»Auch neu hier?«, fragte sie. Es war das erste, was ihr einfiel und nicht provokativ klang. Hoffte sie.

»Nein. Ich gehöre zum Inventar.«

»Glückwunsch!« Das Wort war raus, bevor sie nachdenken konnte. *Nicht gerade eine grandiose Erwiderung.* Die meisten Menschen erwiesen sich als erstaunlich humorlos, wenn es um ihre Jobs ging. Oder um ihre Nicht-mehrjobs. Der hier war keine Ausnahme. Seine Hand schnellte vor, die Schüssel flog aus Ross' Hand. Die Pampe, eben noch ihre einzige Mahlzeit, verteilte sich im Sand.

»Hey!« Ross sprang auf. »Was soll das?«

Der Typ feixte. »Ich mag es nicht, wenn andere mehr lachen als ich.«

Dann bist du ein schlechter Witzeerzähler! Sie schluckte die Erwiderung herunter und sah zu der Schüssel hinunter. Das Zeug schmeckte schlimmer als das, was ihre Mutter gekocht hatte. Und das wollte schon was heißen! Un-auffällig checkte sie die Umgebung. Die paar Leute, die noch auf den Bänken saßen, taten auffällig unauffällig, als merkten sie nicht, dass hier gerade jemand schlecht behandelt wurde. Natürlich: *Kümmere dich um deinen eigenen Kram* war ein Motto, das fast überall gelebt wurde. Ross atmete ein und langsam wieder aus. Der Typ mit den billigen gelben Kunststoffknöpfen sah sie erwartungsvoll an. Ross erwiderte seinen Blick, legte den Kopf schief und schob unauffällig den Löffelstiel zwischen die Finger.

»Sind Sie der Bully vom Dienst, oder was?« Sie sprach ruhig. Beiläufig.

Der Typ machte ein grunzendes Geräusch und spuckte einen Batzen Schleim auf die

Bank. Dorthin, wo Ross eben noch gesessen hatte. Laut Hausordnung war die Verunreinigung des Geländes untersagt. Wann kam endlich die Wachdrohne, die ihn auf seine Übertretungen hinwies?

»Du hast eine sehr ungesunde Einstellung«, sagte er.

*Hatte er wirklich so lange gebraucht, um sich diese Antwort einfallen zu lassen?*

»Da haben wir wohl was gemeinsam.«

Die grauen Augen verengten sich zu Schlitzen. Ross erwiderte seinen Blick, ohne zu zwinckern. Die Hausordnung untersagte auch körperliche Auseinandersetzungen. Vielleicht wurde sie ihn so los. Und wenn nicht ... Sie umklammerte den Löffel.

Aber noch war er nicht so weit. »Du hältst dich wohl für besonders schlau, was?«, knurrte er.

*Schlau genug, um dir meine Intelligenz nicht unter die Nase zu reiben!*

Er würde nicht freundlich lächelnd davonschlendern, wenn sie nun zurücksteckte. Die Alternative war, ihn zu provozieren und zu hoffen, dass irgendjemand eingriff, bevor sie zu

viel einstecken musste. Von karitativer Krankenbehandlung durfte man nicht viel erwarten. Oder sie versuchte, seine Aggression doch noch zum Verpuffen zu bringen.

»Was wollen Sie eigentlich?« Ross legte den Kopf schief. Ihre breiten Wangenknochen und ihr rundes Gesicht mit den großen Augen aktivierten bei manchen Menschen das Kindchenschema — wenn es ihr gelang, harmlos genug dreinzuschauen.

»Was?«

»Nun, Sie sind auf mich zugekommen. Meine Suppe wollten Sie schon mal nicht. Was wollen Sie dann?« Es gelang ihr wirklich, wie ein naives Schulmädchen zu klingen.

Einen Moment dachte sie, es sei ihr gelungen, die Situation zu entschärfen. Dann schnellte der rechte Arm des Typs nach hinten, schoss wieder vor und landete mit der Faust voran in ihrem vollen Magen. Ihre Augen begannen zu tränen, aber sie musste nicht viel sehen. Sie holte aus und rammte ihm den Löffelstiel in die Seite. Er durchstieß das Hemd und versank mit einem ekelhaften Knirschen erstaunlich weit in dem schwammigen Körper. Der Typ packte

**3 AUTORINNEN  
17 DÜSTERE KURZGESCHICHTEN**

Düstere Kurzgeschichten von  
Jaemin Mrugowski | Nadine Oritz | Sarah Jähed

**DAS DUNKLE  
ZWISCHEN UNS**

**DAS BÖSE SCHLÄFT NIE UND ZIEHT AUS  
DEM VERBORGENEN DIE STRIPPEN SEINER  
MARIONETTEN, WÄHREND WIR AHNUNGSLOS  
IN DAS LAND DER TRÄUME GLEITEN.**

Überall erhältlich:  
Taschenbuch-ISBN: 978-3-7460-9417-5  
Hardcover-ISBN: 978-3-7460-9784-8  
Kindle eBook ASIN: B0BZK2ZBX5

www.risingwriters.club

**RWC**  
Rising Writers Club




ihren Arm und begann, ihn zu drehen. *Scheiße!* Ross ging in die Knie. Etwas surrte, eine Drohnenstimme schnarrte, etwas blitzte. Ross' Körper bitzelte, wurde zu einer singenden, schwingenden Sehne. Einer *schmerzenden* Sehne. Sie sackte neben ihrem Gegner zu Boden.

Ross' zweiter Tag in der Sozialstation war nicht viel besser als der erste: gähnende Langeweile. Den größten Lichtblick stellte das Verschwinden von Mr. Kunststoffknopf dar: Als sich Ross wieder hatte bewegen können, war er weg gewesen. Der Station verwiesen, hofentlich. Leider war auch die Schüssel, die er ihr aus der Hand geschlagen hatte, verschwunden. Aber ohne Schüssel kein Essen! Ross trat an die Kommunikationssäule und steckte die Karte in den Schlitz.

»Ross Bosner, Identität bestätigen.«

Sie legte die Hand auf die Platte.

»Identität bestätigt.«

*Gut.* »Ich bin hier, weil ...«

»Keine Vermittlungsangebote«, schnarrte die Computerstimme.

*Das weiß ich!* Sie hatte ihre Pflicht erfüllt und am Morgen den aktuellen Vermittlungsstand abgefragt. Niemand wollte sie derzeit einstellen.

»Ich habe ein anderes Anliegen«, sagte sie deutlich.

»Bitte nennen Sie Ihr Anliegen.«

»Ich brauche eine neue Schüssel.«

Der Automat schwieg eine Weile. »Möchten Sie eine Verlustanzeige machen?«, fragte er dann.

»Nein«, antwortete Ross. Der Verlust war bereits bekannt. Schließlich hatte das Überwachungssystem eingegriffen. Wahrscheinlich hatte sich der Bot die Schüssel unter den Nagel gerissen. Um daraus Ersatzteile zu schnitzen oder was auch immer Bots mit Suppenschüsseln taten.

»Der Besitz von zwei Geschirreinheiten ist nicht vorgesehen.«

*Geschirreinheiten? Wer denkt sich solche Begriffe aus?* Ross schüttelte den Kopf.

»Ich bin aktuell im Besitz keiner Schüssel«, sagte sie deutlich. »Der Verlust meiner Schüssel

ist dem System bereits bekannt.«

Der Automat schwieg so lange, dass Ross sich fragte, ob es ihr gelungen war, ihn zum Absturz zu bringen. Dann blinkte das Display kurz auf.

»Bitte nennen Sie Ihr Anliegen.«

Sie stöhnte. »Ich möchte eine Verlustmeldung machen«, knurrte sie.

»Gern. Was haben Sie verloren?«

»Meine Schüssel. Und meinen Löffel.« Er hatte die Begegnung mit Mr. Knopf nicht überlebt. Zum Glück! Sie wollte nicht von etwas essen, an dem Reste einer derart ekelhaften Person klebten.

»Wünschen Sie Ersatz?«

»Ja.«

»Leider reicht ihr derzeitiges Guthaben nicht aus, um die Unkosten zu decken. Nach Paragraph 3 Absatz 5 des Nothilfegesetzes haben Sie Anspruch ...« Ross hörte nicht hin, während der Automat die Belehrungen herunterrasselte. Okay, sie würde einen Kredit bekommen. In Form einer neuen Schüssel. Auch wenn sie sich immer noch fragte, was mit der anderen geschehen war.

Am Abend war sie so fertig, dass sie dringend ein Bier brauchte. Wirklich dringend. Die Kolonien hatten ein sehr strenges Regiment, was den Ausschank von Alkohol betraf, einzig in der Trinkhalle gab es welchen. Sie hatte es den Tag über vermieden, sich draußen aufzuhalten, um in Sichtweite des Kameraauges zu bleiben, das den Schlafraum überwachte. Das fehlte noch, dass erneut jemand versuchte, sie fertig zu machen. Außerdem wollte sie keine dritte Verwarnung riskieren, denn die bedeutete ihren Rausschmiss. Und da Nal nach der Sache mit dem Chef wohl nicht mehr gut auf sie zu sprechen war, brauchte sie diesen Ort.

Ross dachte an ihre Pläne: an das heimlich gesparte Geld; an das FabCenter, das sie davon kaufen wollte. Ihre Recherchen hatten ergeben, dass es auf ganz Beta3 kein öffentliches FabCenter gab. Ihres würde das erste sein, das allen zugänglich war. Sie würde es direkt aus dem Planetenring bestellen, auf Vorkasse natürlich. Viel fehlte ihr dafür nicht mehr. Wenn sie das

Ding erst einmal hier hatte, konnte sie einen Raum mieten und ihr Business starten.

Es gab auf Beta3 einige FabCenter. Alle großen Firmen hatten eines. Aber der Zugriff darauf war auf Firmenangehörige begrenzt. Und das Nichtvorhandensein eines Schwarzmarktes für Ersatzteile sprach dafür, dass die Produktionseinheiten zu ausgelastet waren, um ihren Besitzern unter der Hand ein zusätzliches Einkommen zu verschaffen. Es herrschte ein beständiger Mangel an Ersatzteilen. Jemand mit einem öffentlichen FabCenter und der Fähigkeit, benötigte Teile zuverlässig und genau zu konstruieren, konnte eine Menge Geld verdienen. Jemand wie sie. Ross liebte es, Dinge zu konstruieren. Das gelang ihr gut. Wenn sich erst herumsprach, was sie herstellen konnte - Einzelstücke, Kleinserien, Ersatzteile aller Art - war sie ihr eigener Boss. Und wer ihr frech kam, musste seine Sachen eben woanders kaufen. Klar, es würde nicht leicht sein, Materialnachschub zu sichern. Dafür würde sie Nal einstellen. Nal hatte ein Händchen für Verhandlungen. *Ach Nal ...*

Ross leckte sich die trockenen Lippen und stieß sich von der Wand ab. Ein Drink und sie würde ruhiger schlafen.

Im schummrigen Licht der Trinkhalle drängten sich Menschen um den Tresen und um wacklige, zerkratzte Tische. Gesprächsfetzen schwirrten durch die Luft, vermischt mit dem Gedudel von Hits, die in der restlichen Galaxie seit Jahrzehnten als veraltet galten. Ross entdeckte einen freien Platz an einem winzigen Tischchen mitten im Raum und steuerte darauf zu. Hier hatte sie mit Nal oft gegessen. Nicht auf diesem Platz, wahrscheinlich nicht, aber in dieser Bar. Sie hatten geredet und gelacht und geträumt, zwei Freunde, die nichts trennen konnte. Fast nichts. Ross quetschte sich auf den schäbigen Stuhl, bemüht, keine Konflikte mit den Leuten am Nachbartisch zu riskieren, indem sie zu viel Platz einnahm. Die Bestelldrohne schwebte herbei, sie orderte ein Bier, lehnte sich zurück, so weit das ging, und verschränkte die Arme vor der Brust. Nal hatte vorgewarnt: »Ich verschaff dir einen Job, aber der Boss ist schwierig.

Wenn du da arbeiten willst, musst du den Mund halten. Sonst wird es nicht nur für dich unschön.«

Ross hätte es wissen müssen: Das Mundhalten gelang ihr nie. Schon nach zwei Tagen hatte Ross sich lautstark beim Boss beschwert, dass sie ihre Arbeit wegen der fehlenden Ausrüstung nicht machen könne. Und das, während die versammelte Mannschaft drum herum stand. Kein Wunder, dass ihr gekündigt worden war.

Ross war nach Hause gegangen, hatte ihre Sachen gepackt und sich vom Acker gemacht. Vielleicht war das etwas voreilig gewesen. Nal war kein Mensch, der Vorwürfe machte. Nal war auch nicht nachtragend. Aber ihr Blick war schlimmer gewesen als alle Vorwürfe. *Nein, es ist gut, dass ich gegangen bin.* Auch wenn sie jetzt wirklich Beistand brauchte.

Die Drohne surrte über die Köpfe der Gäste und senkte sich über Ross' Tisch. Ross pflückte die Flasche vom Tablett.

»Vier Komma fünfzig«, sagte eine Maschinenstimme, die wohl geschäftig klingen sollte.

Ross zog die Geldkarte aus der Tasche und streckte sie der Drohne hin. Auf halbem Weg hielt sie inne. *Falsche Karte!* Ihr Körper schob eine Ladung Schweiß auf ihre Stirn. Ross hüstelte, nestelte an ihrer Jackentasche. *Eine Person, eine Karte.* So lautete die Devise. Jemand mit Ersparnissen hatte keinen Anspruch auf Leistungen der Sozialstation. Zitternd reichte Ross die richtige Karte. Die Drohne ließ sie in ihrem Inneren verschwinden, dann zog der Maschinenarm sie wieder hervor.

»Vielen Dank für Ihren Einkauf!«, zwitscherte die Maschine vergnügt und flog davon.

*Meine Güte, das war knapp!*

Ross griff nach dem Bier, trank. *Schmeckte das Gesöff immer schon so schlecht? Vielleicht sollte ich doch zu Nal gehen. Mich entschuldigen. Und um ein ordentliches Bier bitten!* Ross hasste Entschuldigungen. Die ließen sie jämmerlich aussehen, klein und mickrig. Jämmerlich wie als Kind, wenn ihre Mutter eine Entschuldigung gefordert hatte: die totale Unterwerfung, ein Eingeständnis der eigenen Nichtswürdigkeit. Nie hatte eine Entschuldigung gereicht.

Im Staub hatte sie kriechen müssen, stunden-, manchmal tagelang. *Estutmirleid, estutmirleid, estutmirleid.* Bis ihre Mutter sich herabgelassen hatte, Absolution zu erteilen. *Bitter!* Ross ließ die Flasche auf den Tisch krachen. *Das ist vorbei! Keine Entschuldigungen!* Wenn es so weit war, würde sie Nal ein Angebot machen, und Nal würde es annehmen. Dann kam alles in Ordnung. Ross starrte auf die kläglichen Schaumreste in der Flasche. *Was für ein Scheißlärm hier! Als hätte sich halb Beta3 in der Trinkhalle versammelt.* Alle hatten jemanden dabei, mit dem sie Lärm erzeugten. Ross hastete nach draußen.

Als sie in der Sozialstation ankam, war ihr Bett leer. Sie hatte die Tasche darauf stehen lassen, wie es hier üblich war. Ross tastete im Halbdunkel über das Bett. Nichts. Sie riss die Decke herunter, tastete hektischer. Die Tasche mit allem, was sie besaß! Das T-Shirt, das Nal ihr geschenkt hatte, ihr Lieblingsgürtel, ihre Unterwäsche ...

»Ruhe!« Eine müde Stimme motzte aus dem Dunkel.

Ross schob den Arm unters Bett, tastete. Nichts! Zum Glück hatte sie die Karten bei sich behalten. Aber dass jemand so dreist war ... Als sie mit hämmerndem Herzen aufstand, surrte es neben ihr. Eine Wachdrohne. Die Sorte, die sie und Kunststoffknopf frittiert hatte.

»Ich möchte einen Diebstahl melden«, zischte Ross. Warum hatte das Ding nicht eingegriffen? Die Kamera musste alles gesehen haben.

»Bitte verlassen Sie die Sozialstation!« Die Roboterstimme klang laut und deutlich.

»Was?« Ross starrte die kugelförmige Maschine an. Deren zahlreichen Arme waren eingefahren. Aber das konnte sich schnell ändern.

»Bitte verlassen Sie die Sozialstation!«

»Warum?«

»Der Besitz einer zweiten Geldkarte stellt einen Verstoß gegen die Gesetze der Allianz ...«

Was? Die schemenhaften Körper in den belegten Betten regten sich nicht. Aber mindestens eine Person war wach. Ross eilte durch die Tür, über den dunklen Flur, Richtung Ausgang. Wenn dieses Ding unbedingt ihr Vergehen aus-

posaunen wollte, sollte es das draußen tun. Die Drohne folgte ihr, weiter Paragrafen herunterlassend. Ross hatte nicht gewusst, dass es so viele gab, gegen die man mit einem Bier verstoßen konnte. Als sie mit hämmerndem Herzen zum Stehen kam, war die Drohne fertig und schwebte erwartungsvoll neben ihr im Hof des Sozialzentrums.

»Kooperieren Sie?«

Offenbar hatte Ross etwas Wichtiges überhört.

»Ja«, sagte sie. Zur Not konnte sie es sich immer noch anders überlegen.

Die Maschine streckte einen Arm aus. »Ihre Karten bitte!«

Ross' Herz hämmerte. Ein metallischer Geschmack machte sich in ihrem Mund breit. *Nein!*

»Kooperieren Sie!« Die Stimme hatte einen bedrohlichen Klang angenommen.

Ross' Muskeln verkrampften sich. Sie wollte das kein zweites Mal erleben.

»Moment bitte!«

Mit schweißnassen Händen fingerte sie die Karten aus der Tasche. Das Plastik rutschte ihr aus der Hand, die Karten landeten auf dem staubigen Boden. Sie bückte sich, stieß mit der Drohne zusammen, fluchte. Natürlich waren die Dinger vernetzt! Wieso hatte sie nicht daran gedacht? Ein Metallarm griff an ihr vorbei, die Karten verschwanden im Kugelkörper der Drohne.

*Adieu Ersparnisse! Das war es wohl mit Plan B.*

»Die Kosten für die widerrechtliche Inanspruchnahme einer karitativen Unterbringung und eine Mahlzeit betragen 734 GW. Hinzu kommen die Kosten für die Bearbeitung des Betrugs von 257 GW. Außerdem wird der gewährte Kredit hiermit ausgeglichen. Bitte beachten Sie, dass Sie für zwölf Monate für die Inanspruchnahme sämtlicher karitativer Leistungen gesperrt sind.«

Eine Karte erschien im Ausgabeschlitz der Drohne. Langsam griff sie danach. Eben hatte Sie noch geglaubt, ihrem eigenen FabCenter nahe zu sein. Nal hätte sie davon abgehalten, eine solche Dummheit zu begehen. Aber Nal war nicht hier.

»Folgen Sie mir zur Ausgabe Ihres Besitzes!« Die Drohne setzte sich in Bewegung. Mutlos schleppte Ross sich hinterher.

Als sie vor dem Gelände der Sozialstation stand, war der Platz verwaist und fast völlig dunkel. *1000 GW weniger!* Es würde Monate dauern, die wieder anzusparen. Monate unter der Fuchtel irgendeines Chefs, der sich zu wichtig nahm und ihr das Leben schwer machte. Aber noch gab es diesen Chef nicht, geschweige denn einen Schlafplatz! Sie starrte auf die Tasche zu ihren Füßen. Selbst mit allen Klamotten übereinander würde sie sich den Arsch abfrieren! Ihr Blick wanderte hinüber zum Haus, aus dem die Drohne sie vertrieben hatte. Es war mies gewesen. Stinkend, langweilig, erniedrigend. Aber besser als nichts. Der Wind ließ die funzelige Lampe schwanken, weißes Licht tanzte über dem Eingang zum Schlafgebäude. Ross stand noch immer im Dunkeln. Sie fuhr sich durch das zerzauste Haar, zog die Jacke zu. Nachts wurde es in dieser Wüste entsetzlich kalt. Sie starrte auf die Tür, das Licht tanzte. *Nicht mehr für mich!*

Ross fror. Nal war zu Recht sauer. Vielleicht waren sie nun beide arbeitslos. Nein, Nal machte gute Arbeit. Und hatte gelernt, sich im richtigen Moment zu ducken. Das vergaß der Chef sicher nicht. Und wenn doch, würde Ross hingehen und ihn daran erinnern: Sie hatte Mist gebaut, nicht Nal. *Noch eine Entschuldigung.* Ross ballte die Fäuste.

Der kleine Lichtschein tanzte immer noch. *Nal ist nicht meine Mutter. Nal verlangt nicht,*

*dass ich mich im Staub wälze. Einen Fehler zuzugeben, macht niemanden jämmerlich.* Langsam ließ sie ihren Atem in die kalte Nachtluft strömen und sah den Wölkchen zu. Hier zu stehen und zu frieren, war jämmerlich! Nal hatte sich beim Chef für sie eingesetzt, und sie hatte es verbockt. Es war nicht einmal gelogen, dass es ihr leid tat. Sie sah Nals Gesicht vor sich, nachdem Nal Ross' Lieblingszange zerbrochen hatte. Vor knapp zwei Jahren war das gewesen. Aufrecht hatte Nal dagestanden und zerknirscht erzählt, was passiert war. Verzeihen war leicht gewesen. Vielleicht konnte es so sein: leicht.

Ross bückte sich nach der Tasche. Der Lichtschein tanzte. *Nicht für mich!* Ross drehte sich entschieden um und stapfte durch die kalte Nacht.

~ ~ ~

© **Text:** Jol Rosenberg | Erstveröffentlichung

© **Illustration:** Ralf Schneider/Midjourney (S. 111)

**Jol Rosenberg** landete 1976 auf der Erde. Jol bloggt auf <https://www.jol-rosenberg.de> mit dem Schwerpunkt deutsche Science-Fiction und schreibt vorwiegend in diesem Genre. Kurzgeschichten in Anthologien und Zeitschriften, u. a. in »Queer\*Welten«, »c't« und der Anthologie »Future Work«. Das Romandebüt »Das Geflecht. An der Grenze« erschien im Herbst 2022 bei ohneohren. Im Herbst 2023 folgt eine Roman-Dilogie bei Plan9.

## OMA IST DIE BESTE (VOLKER DORNEMANN)

Als ich ein Kind war, steckte Oma mir immer einen Zehn-Euro-Schein zu. Auch als ich älter wurde, setzte sie diese Tradition fort. Mit entsprechend den Bedürfnissen eines Heranwachsenden steigendem Budget.

Ich war sehr traurig, als sie vor Jahren starb. Seither besuche ich wöchentlich ihr Grab. Abends, wenn niemand dort ist. Andere wären schockiert, sähen sie, wie die modrige Hand meiner Großmutter sich aus der Erde reckt und mir einen Hunderter entgegenstreckt.

Oma ist eben immer noch die Beste.

NICOLE HOBUSCH

# DIE HITZE DER BÜROKRATIE

Seit einer halben Ewigkeit saß ich auf einem unbequemen Plastikstuhl. Er war wohl einst orange, jetzt hatte er einen verblichenen Ton. Ich wusste nicht, wie ich hergekommen war. Oder wo ich war. Und vor allem, wieso ich hier wartete. Seltsam, nicht wahr? Bei jeder Bewegung bildete ich mir ein, ein schmatzendes Geräusch mit dem Hintern zu verursachen. Der Stuhl und ich waren miteinander zu einer Einheit verschmolzen. Ja, ich schwitzte. Müde fächelte ich mir Luft zu. Gab es hier keine Klimaanlage?

Ich blickte zum wiederholten Mal auf den kümmerlichen Zettel in meiner Hand, dessen Ränder sich mittlerweile wellten. Ich konnte mich nicht erinnern, woher er stammte. 23 stand dort. 42 prangte leuchtend rot auf der Anzeigetafel. Moment. Hatte da nicht eben 13 gestanden? Ich stöhnte auf und wischte mir über die schweißnasse Stirn. Wie konnte das überhaupt sein? Hier war doch niemand außer mir. Ich saß einsam und allein hier, und das bestimmt seit Stunden! Vergeblich hatte ich an jede Tür geklopft. Wo waren denn alle? Mein Hals fühlte sich an wie ausgedörrt, die Zunge klebte am Gaumen. Ich schluckte mühsam. Es war nicht auszuschließen, dass ich hier verdursteten könnte.

Und dann, als ich nicht mehr daran geglaubt hatte: Klick. 23. Eine der Türen öffnete sich und eine dezente Brise feuchtheißer Luft wehte mir entgegen.

*Wie in einer Sauna*, dachte ich und schälte mich aus meinem Stuhl.

Mit dem sicheren Gefühl, einen deutlichen Schweißabdruck an der Hose zu haben, betrat ich das Büro. Kaum zu glauben — hier war es noch wärmer. Klar, das Fenster war ja auch geschlossen. Der Ausblick offenbarte ein trostloses Industriegebiet, in der Ferne rauchende Schornsteine. Wo zum Teufel war ich?

»Frau Sabrina Schmitter?«, schnarrte eine Stimme und ließ mich zusammensucken.

Ich sah mich um. Wer sprach da zu mir?

Hinter dem Schreibtisch, halb verdeckt von Ordnerstapeln und dicken Büchern, saß jemand. Es ließ sich beim besten Willen nicht sagen, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelte. Die- oder derjenige war in fließende Stoffe gehüllt. Das Gesicht konnte ich nicht erkennen. Dieses Wesen erschien irgendwie ätherisch. Unheimlich und ziemlich exzentrisch.

Mit einer von Tüchern verhüllten Hand griff es nach einem der Ordner.

»Hören Sie schlecht?«

»Nein, nein, ich ... Nein.« Ich verhaspelte und räusperte mich. »Ich bin Sabrina Schmitter.«

Ich räusperte mich erneut, um das brennende Gefühl in der Kehle zu vertreiben. Meine Stimme klang wie morgens nach dem Aufstehen.

»Näher kommen und deutlicher sprechen. Ich verstehe kein Wort.«

Ich wiederholte laut: »Ich bin Sabrina Schmitter.«

Das Wesen kitzelte irgendetwas. Zumindest vermutete ich das, denn es senkte kurz den Kopf. Den Rest von ihm konnte ich nicht erkennen, der Ordnerberg war zu gewaltig.

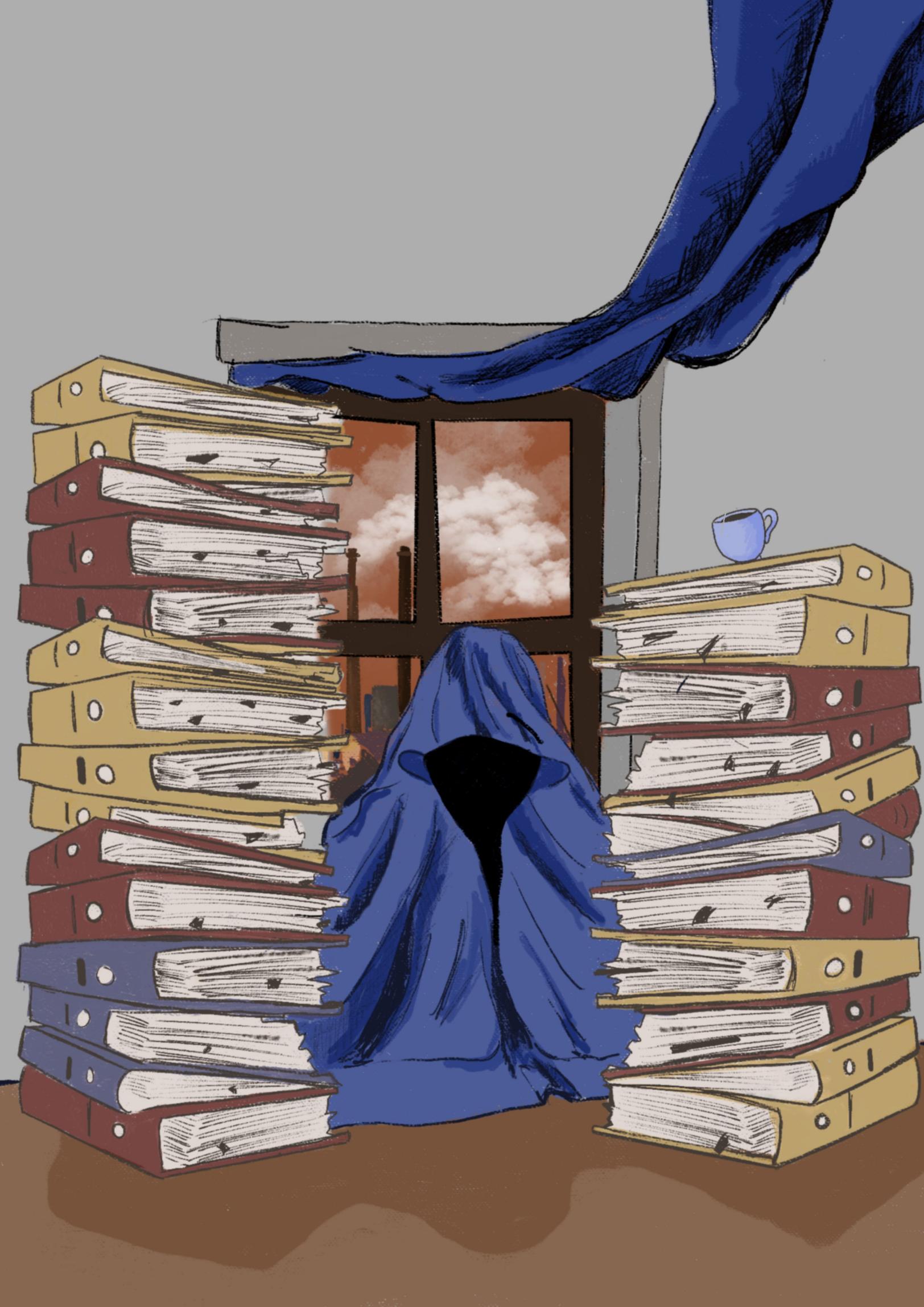
»Nummer her.«

»Was?«

Eine Tücherhand erhob sich hinter den Ordner und wedelte unwirsch. »Zettel in der Hand. Mit der Nummer. Hergeben.«

Ich gehorchte unverzüglich. Dafür, dass mein Gegenüber nicht einmal sein Gesicht zeigte, schlug es einen rauen Ton an. Ich beschloss, mich im Nachgang zu beschweren. So konnte man doch mit niemandem umgehen!

Es kitzelte erneut etwas, dann sagte es:



»Eingeschult erst mit sieben Jahren.«

»Äh, ja.« Ich wischte mir über die Stirn. »Das liegt an meinem Geburtsmonat. Ich war ein Kann-Kind.«

»Mhmm.«

Ich verdrängte das Gefühl, schon früh eine Versagerin gewesen zu sein. Ich ließ mich doch nicht von jedem x-beliebigen Sachbearbeiter degradieren, mochte er einen noch so ungewöhnlichen Kleidungsstil haben. Wieso war das überhaupt von Belang?

»Das Gymnasium in der siebten Klasse verlassen. Schulverweis.«

Meine Wangen wurden wärmer. Halb vor Scham, halb wegen der Hitze. »Das war eigentlich ganz anders.«

Der verhüllte Kopf sah auf. »Diebstahl und Brandstiftung.«

»Ach, die Sache mit den Klassenbüchern ... Das war mehr ein Kinderstreich.« Die Schweißperlen auf meiner Stirn vermehrten sich. »Wieso fragen Sie mich das? Was für einen Ordner haben Sie da?«

»Vom Gymnasium auf die Hauptschule.« Es schien den Kopf zu schütteln. Die Bewegung hatte etwas Tadelndes. »Dann durch *gute Noten*« – seine Hände erhoben sich, als wollte es Gänsefüßchen in die Luft zeichnen – »auf die Gesamtschule. In Wahrheit durch Betrug.«

»Äh, was?« Ich ignorierte das Schwindelgefühl. »Woher wissen Sie ...«

Ich verstummte. Unmöglich. Ja, mein Vater hatte einige Leute bestochen. Wozu war man schließlich reich? Aber das wusste niemand außer uns beiden. Und er hatte dieses Wissen vor zwei Monaten mit ins Grab genommen.

»Steht hier.«

Es senkte den Kopf wieder.

Mir rann der Schweiß die Schläfen hinunter, über die Wange und seitlich den Hals hinab, die Müdigkeit nahm im selben Maße zu. Wieso war es so heiß? Wieso schwitzte mein geheimnisvolles Gegenüber nicht? Staute sich die Hitze nicht unter all diesen Tüchern?

Ich wischte mir über die Stirn. Nass auf nass. Als ich die Hand wieder sinken ließ, tropfte es von meinen Fingerspitzen. Die Tropfen fielen zu Boden, direkt in eine Pfütze. Mo-

ment, hatte ich wirklich so viel geschwitzt? Löste ich mich jetzt auf? Vor meinen Augen flimmerte es, als ich testweise einen Fuß in die vermeintliche Pfütze schob. Der Schuh blieb trocken. Entweder ich halluzinierte oder es handelte sich um eine Art Fata Morgana. Verückt. Und irgendwie wurde es immer heißer, die Luft stickiger, der Sauerstoff weniger.

Dem Tücherberg hinter dem Schreibtisch schien das nach wie vor nichts auszumachen. Mich hingegen lähmte es. Ich unterdrückte mit Mühe ein Gähnen.

»Kommen wir zum relevanten Teil.«

Die schnarrende Stimme ließ mich kurz wach werden. Sie passte nicht zu dem Äußeren. War es nun eine Frau? Ein Mann? Wie die-oder derjenige wohl aussah? Als es umblätterte, konnte ich einen Moment lang Fingernägel erkennen. Gelblich, brüchig, zu lang. Ekel krabbelte wie eine Spinne meine Arme entlang, umgriff meinen Hals und legte sich schlingenartig darum. Vielleicht wollte ich doch nicht wissen, wer oder was sich genau unter der Verhüllung befand.

»Aha«, riss es mich aus meinen Gedanken. »Da haben wir's. Den Grund.«

»Den was?« Meine Stimme klang so brüchig wie seine Fingernägel. Ich räusperte mich, aber das half nicht. In meinem Hals kratzte es dadurch noch mehr. »Haben Sie ...« – Husten – »... vielleicht etwas Wasser?« Erneuter Husten.

»Nein.«

Es sah mich nicht einmal an, erhob plötzlich ein Glas Wasser, das bis dahin im Verborgenen gestanden hatte, und ließ es kurz unter der pompösen Kapuze verschwinden. Mit einem geräuschvollen »Aaaahhh« wurde das Glas auf einem Aktenstapel abgestellt, so dass ich es problemlos sehen konnte. Mein Durst verging schlagartig. Das Wasser war plötzlich schwarz und zähflüssig. Nein, danke.

»Der Grund, aus dem Sie hier sind. Was denn sonst.« Der Tonfall war missbilligend. »Keine Idee, was das sein könnte?«

Ich schüttelte den Kopf und krächzte: »Was wollen Sie von mir? Ich weiß nicht mal, wo ich bin und wie lange schon.«

»Drei Tage, fünf Stunden und 27 Minuten.«

»Was?« Mein Krächzen klang ungläubig.  
 »Ich habe drei Tage auf dem Flur da draußen  
 gegessen?«

»Drei Tage, fünf Stunden und 27 Minuten  
 nach Ihrer Zeitrechnung.«

»Nach meiner ...«, begann ich und wurde  
 unterbrochen.

»Zeit ist ein Konstrukt und hat keinerlei  
 Gültigkeit.«

Ich nickte lethargisch. Vor meinen Augen  
 flimmerte es erneut. Das Tücherwesen schien  
 zu verschwimmen, kurz zu wachsen und wie-  
 der zu schrumpfen. Ich blinzelte. Meine Augen  
 brannten, als die Augenbrauen den Schweiß  
 von meiner Stirn nicht mehr aufhalten konn-  
 ten. Ich ekelte mich langsam vor mir selbst.

»Und der Grund, aus dem ich hier bin ...«

Meine Gedanken waren zentnerschwer. Es  
 war, als müsste sich mein Verstand durch ein  
 dickes, klebriges Meer aus Honig kämpfen. Ich  
 unterdrückte wieder ein Gähnen.

»Auf eigenen Wunsch.«

»Hm?« Ich runzelte die Stirn.

»Es war Ihr eigener Wunsch«, wiederholte  
 es, nun überartikuliert.

»Quatsch. Ich weiß ja nicht mal, wo ich bin.«

Meine Augenlider klappten herunter. Ich  
 benötigte den kläglichen Rest meiner Willens-  
 kraft, um sie wieder zu heben.

Es las vor: »Ich zitiere: *»Mit uns geht es berg-  
 ab, das nimmt kein gutes Ende, irgendwann be-  
 kommen wir dafür die Quittung.«* Na, klingelt da  
 was?«

Ich schüttelte schwerfällig den Kopf. »Das  
 bedeutet doch nichts. Das sind nur Redensar-  
 ten.«

»Das ist Ihre innere Einstellung.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Ich notiere: keinerlei Einsicht.«

»Moment!« Ich richtete mich auf. »Wo notie-  
 ren Sie das?«

Es wirkte genervt. »Im Protokoll.«

»Protokoll?«

»Ihr Protokoll.«

»Okay. Ich werde jetzt hier verschwinden.  
 Ich will nach Hause.« Ich machte Anstalten,  
 aufzustehen, aber meine Beine waren wie aus  
 Gummi, sie ließen sich keinen Zentimeter be-

wegen.

Es tippte mit dem Stift an seinen Ordner.  
 »Sie sind hier noch nicht fertig.«

Ich schwieg und wartete ab. Was blieb mir  
 auch anderes übrig? Mittlerweile zweifelte ich  
 an der Echtheit meiner gegenwärtigen Situati-  
 on. Wahrscheinlich befand ich mich in einem  
 Traum. Dieser Verdacht erhärtete sich, als die  
 Tür aufschwang und ein entzückendes Mäd-  
 chen hereinkam. Ihr folgte ein Schwall schwü-  
 ler Hitze.

»Kann ich sie mitnehmen?«, fragte sie mit  
 unerwartet tiefer Stimme.

Sie klang wie ein alter Mann. Die Absurdität  
 dieser Tatsache fiel mir kaum noch auf. Die Hit-  
 ze war betäubend.

Das Ding hinterm Schreibtisch nickte und  
 wedelte mit der Hand.

Ich folgte dem Mädchen, froh, das Büro zu  
 verlassen. Auf dem Flur war es so heiß wie auf  
 geschmolzenem Teer.

»Wohin gehen wir?«, fragte ich.

»In den Wartebereich«, antwortete sie.  
 »Dein Verhandlungstermin. Du weißt schon.«

»Nein, ich weiß nicht. Welcher Verhand-  
 lungstermin?«

Sie seufzte leise. »Na, du erfährst, wann dei-  
 ne Verhandlung stattfindet.«

Ich blieb stehen. »Und was wird verhan-  
 delt?«

Das Mädchen blieb ebenfalls stehen. »Ich  
 bin nicht befugt, darüber Auskunft zu erteilen.«

Ich hob hilflos die Arme. »Aber wo bin ich  
 denn überhaupt?«

»Hm.« Sie überlegte einen Moment. »Das ist  
 schwer zu sagen.«

Ich wischte mir über die Stirn. »Lass mich  
 raten, du bist nicht befugt, mir das mitzutei-  
 len?«

»Was hat dir denn das Notariat gesagt?«

Ich deutete zurück zu der Tür, aus der wir  
 eben herausgetreten waren. »Notariat? Das  
 war ein Notar? Gar nichts, nur Sachen in einen  
 Ordner geschrieben.«

»Hat es keinen Grund genannt?«

Ich gab mir alle Mühe, mich zu erinnern,  
 aber mein Kopf war wie mit Watte gefüllt.  
 Klebrige Zuckerwatte.

»Irgendwas von innerer Einstellung. Dass es mein Wunsch gewesen sei.«

»Aha.« Sie nickte. »Wahrscheinlich bist du eine Schwarzmalerin. *Self-fulfilling Prophecy* nennt man das.«

»Was soll das bedeuten?«

»Du hast keine Hoffnung.« Sie zuckte mit den Schultern und setzte ein bedauerndes Lächeln auf. »Aber Menschen funktionieren nur, wenn sie Hoffnung haben. Du wurdest aussortiert. Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen.«

»Das ist doch aus Aschenputtel.« Die Zuckerwatte in meinem Kopf wurde von den Resten meines Verstandes auseinandergezupft. »Bin ich im Kröpfchen? Was soll das heißen?«

Sie zuckte erneut mit den Schultern. »Dafür gibt es viele Ausdrücke. Ich versuche es mal leicht verständlich: Welcher Religion gehörst du an?«

»Religion?« Ich schüttelte verständnislos den Kopf. »Ich bin katholisch.«

»Ah, das sind uns die Liebsten.« Sie griff in die Leere vor sich und hielt auf einmal die Klinke einer grauen Stahltür in der Hand, die sie mit einem Ruck öffnete. Dahinter lag ein weiterer langer Flur mit Plastikstühlen. »Da vorne an dem Automaten einfach eine Nummer ziehen.«

~ ~ ~

© **Text:** Nicole Hobusch | Erstveröffentlichung

© **Illustration:** Julia Notter (S. 110)

**Nicole Hobusch**, Jahrgang 1984, lebt im Bergischen Land. Sie macht beruflich »was mit Medien«. Abends erschafft sie Welten auf Papier, in denen sich das Blatt ein ums andere Mal wendet. Ihre Kurzgeschichten sind in verschiedenen Anthologien und Magazinen erschienen.

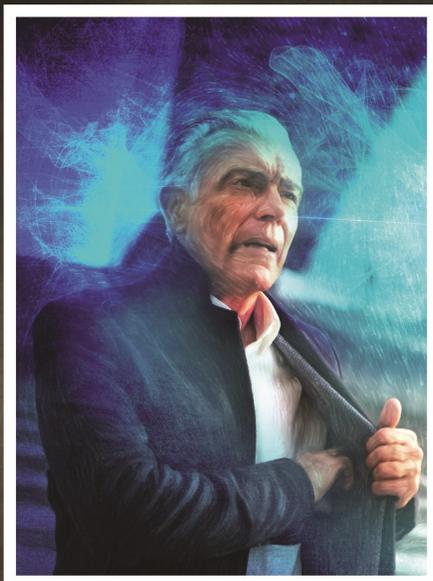


Die Menschheit war gestern.  
Aber sie hat etwas hinterlassen.  
Etwas, das besser nicht da wäre ...

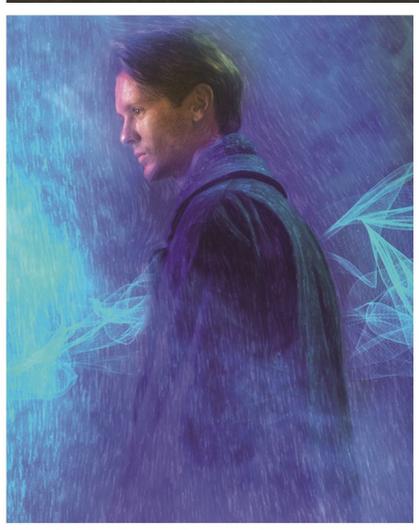
575 Seiten als E-Book  
ASIN: B09N44CSQQ  
ISBN: 9783754626238  
EUR 2,99 (DE)



VANDEBELDT GALT ALS WICHTIGSTER SAMMLER SELTENER ARTEFAKTE MIT DEN GRÖSSTEN FINANZIELLEN RESSOURCEN.



WENN ER ANRIEF, BEDEUTETE DAS EIN STÄTTLICHES HONORAR.



SIE MÜSSEN ETWAS FÜR MICH FINDEN.



ICH WAR FROH, MEGALOPOLIS ENDLICH VERLASSEN ZU KÖNNEN.

DIESEN WIDERLICHEN MOLOCH ...



... IN DESSEN EWIGEN WÄNDEN ICH SCHON SO LANGE ZEIT MEIN DASEIN FRISTEN MUSSTE.

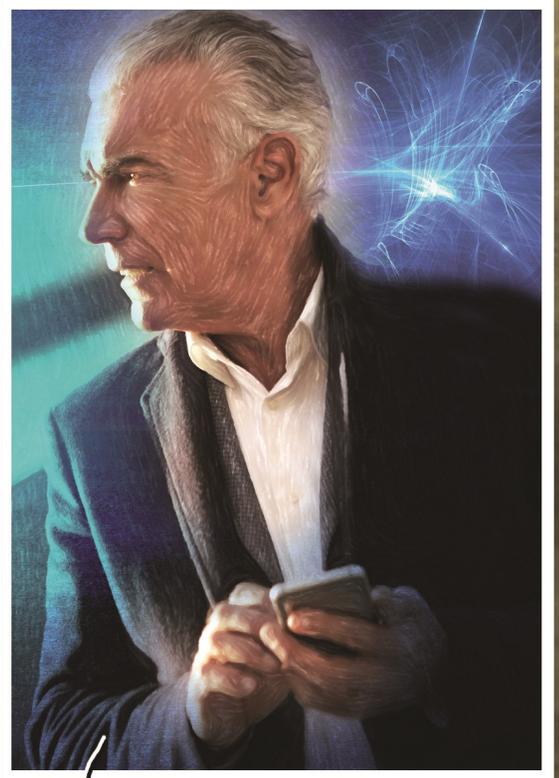
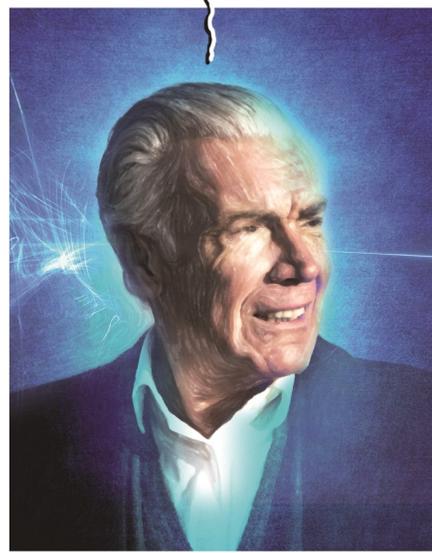
# DAS ARTEFAKT

Story & Art: DETLEF KLEWER - KRITZELKUNST

ETWAS AN UNSEREM GESPRÄCH TRÜBTE  
ALLERDINGS DIE VORFREUDE ...

ICH GESTEHE, SIE WAREN  
NICHT MEINE ERSTE WAHL ...

DOCH DECKARD IST  
NICHT ZURÜCKGEKEHRT



FINDEN SIE HERAUS, OB IHM  
ETWAS ZUGESTOßEN IST. ODER  
OB ER SICH MIT DEM ARTEFAKT  
ABGESETZT HAT.

UND WIE AUCH IMMER ...  
FINDEN SIE DAS ARTEFAKT!



ABER ICH WAR ELEKTRISIERT. NUR NOCH KURZE  
ZEIT UND ICH WÜRD Etwas GEGENÜBERSTEHEN,  
DAS ICH VERLOREN GEGLAUBT HATTE ...



ES DAUERTE NICHT LANGE, BIS ICH MEINEN KONKURRENTEN FAND ...



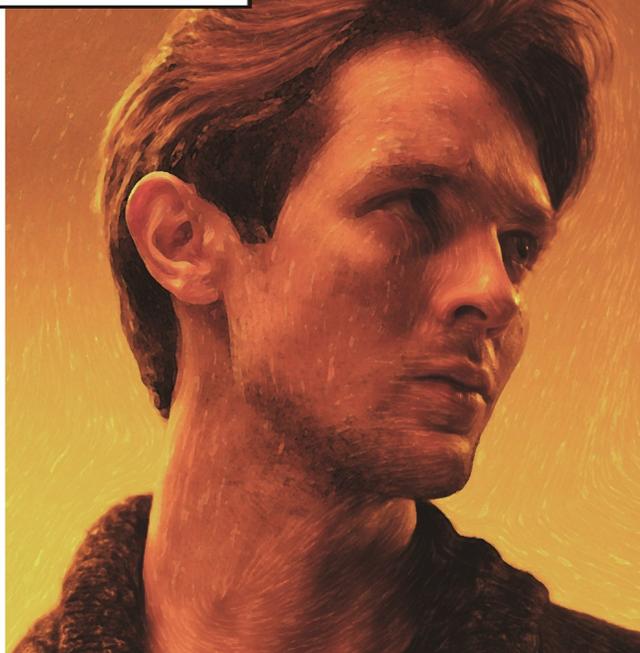
DER ABWEHRMECHANISMUS HATTE FUNKTIONIERT, SELBST NACH DIESER LANGEN ZEIT ...



UND DANN STAND ICH VOR DEM ARTEFAKT, DASS EIGENTLICH GAR KEINS WAR ...



SONDERN EINE STEUERKONSOLE ...



GETARNT FÜR VIELE JAHRE.

NUR EIN KNOPFDRUCK ...

EIN SCHIFF DER MI-GO.

IMMER NOCH FUNKTIONSTÜCHTIG. UND MIT GENUG FEUERKRAFT, UM DIESE VERFLUCHTE STADT DEM ERDBODEN GLEICHZUMACHEN.

NUR DER RETINA-SCAN EINES MI-GO WÜRDTE ES IN BETRIEB SETZEN. DOCH DAS IST KEIN PROBLEM ...

ICH BIN EINER VON IHNEN ...



*Detlef Klewer lebt mit der wundervollsten Frau der Welt und dem Kater Hagrid am Niederrhein. Erste Veröffentlichungen seiner Comics und Illustrationen erfolgten bereits in den 1970er Jahren in Alternativzeitschriften wie »Am Erker«, »Ulcus Molle« oder »Innisfree«. Geadelt durch den Abdruck eines mehrseitigen Comics im deutschen »Heavy Metal/Metal Hurlant«-Ableger »Schwermetall« liegt der Schwerpunkt seiner Arbeit heute in der Gestaltung von Buch-, CD- und DVD-Covern sowie der Anfertigung von Buchillustrationen und Comics. Sein letzter Comic »Auf den Spuren H.P. Lovecrafts Band 3« wurde 2017 mehrfach preisgekrönt. Derzeit arbeitet er als selbstständiger Coverdesigner, Illustrator und Comiczeichner für verschiedene Verlage und Selfpublisher.*

# KRITZELKUNST

illustration - coverdesign - comic

**Für Verlage und Selfpublisher**  
[www.kritzelkunst.de](http://www.kritzelkunst.de)  
[www.facebook.com/kritzelkunst.de](https://www.facebook.com/kritzelkunst.de)

Infos und Anfragen unter: [klewer@kritzelkunst.de](mailto:klewer@kritzelkunst.de)

## GALAX ACHERONIAN

## S. A. I. S.

**N**ora hob den Kopf, als sie das dumpfe Rumpeln aus dem Wohnzimmer hörte. Kurz darauf ein unterdrückter Schrei, begleitet von einem Keuchen und Japsen.

»Elias?« Sie stemmte sich auf und ließ Küchenmesser und Gemüse einfach fallen. So schnell es ihre 152 Jahre alten Knochen erlaubten, eilte sie durchs Haus.

»Elias, du Trottel!«, schimpfte sie. »Antworte mir!«

Ihre Worte klangen wütend, doch in Wahrheit machte sie sich Sorgen, da Elias trotz seines Alters noch immer irgendwie ein Junge war, der sich selbst überschätzte.

Im Wohnzimmer schwebten mehrere Hologramme um ihren am Boden liegenden Ehemann. S.A.I.S. kümmerte sich bereits.

»Was ist passiert?«, fragte Nora.

»Dein Partner ist aus der Holokammer gestürzt und hat sich die Hüfte gebrochen, als er über den Tisch gefallen ist. Außerdem hat er innere Blutungen.«

»Das kann doch nicht wahr sein!« Sie verdrehte die Augen, hob ihre zitternden Finger und legte Zeige- und Mittelfinger an ihren Daumen – das Signal für S.A.I.S., das Hauptmenü des Haussystems aufzurufen. Nora wählte den Kontakt des Notrufs, als sie erkannte, dass dieser bereits informiert war.

»Oh, du warst schneller«, sagte sie erleichtert.

»Natürlich«, antwortete S.A.I.S.

Binnen weniger Minuten waren zwei Rettungsdroiden gekommen, die Elias aufnahmen und in ein Krankenhaus brachten. Nora durfte ebenfalls mitfahren.

Im Wartezimmer des Krankenhauses sitzend, blätterte sie in ihrem Pad, um sich die Wartezeit zu vertreiben.

»Sais?«, rief sie die KI an. »Wie geht es ihm?«

»Ich operiere noch.« Und führte nebenbei noch Milliarden anderer Dinge aus. Von Babysitting, Streitschlichtungen, Gesprächen mit anderen bis hin zur Geopolitik war alles dabei.

»Das ist keine Antwort«, behauptete Nora.

»Eine Antwort ist nicht möglich, aber mit 76,5-prozentiger Wahrscheinlichkeit wird er vollständig genesen.«

»Das ist eine Antwort!«, erklärte Nora spitz, lächelte jedoch dabei. Sie hatte schon so oft mit S.A.I.S. gestritten, und es hatte sich nie falsch angefühlt, selbst wenn sie den Streit verloren hatte, da diese weltumspannende KI immer die besseren Argumente hatte.

Ihr Pad blendete eine Werbeanzeige für eine Gehhilfe ein. Nora runzelte die Stirn.

»Wirklich?«

Sie schob sie aus dem Feld und widmete sich wieder ihrem Status bei MyNet. Elias' Unfall, so schrecklich er auch war, musste sie teilen. Wer war denn auch bitte so blöd und stürzte während eines Spiels aus der Holokammer?

»Das Schlimmste ist überstanden«, erklang die Stimme von S.A.I.S. aus dem Nichts.

Nora hob ihren Blick.

»Danke.«

»Gern geschehen.«

Nora blickte zurück auf das Pad. Sie erzählte ihren Freunden gerade, wie S.A.I.S. den Notarzt gerufen hatte. An ihrem Handgelenk sah sie das noch immer nicht verblasste Anti-Tech-Tattoo, das sie sich damals hatte stechen lassen. Ein durchgestrichener Roboterschädel.

Sie mahlte dabei mit den Zähnen und dachte drüber nach, was wohl gewesen wäre, wenn sie gerade im Garten Schnittlauch geholt hätte und es die KI nicht gäbe. Ein trüber Gedanke.

Wie oft hatte S.A.I.S. ihr zur Seite gestanden? Ein Leben ohne sie war inzwischen undenkbar.

Einmal mehr grübelte Nora über ihre Zeit als Teenager. Eine Ewigkeit war es her, beinahe zwei Menschenleben lang. Nur dank S.A.I.S. und der perfekt abgestimmten Versorgung mit Medizin und Pflege war es den Menschen möglich, ein so hohes Alter zu erreichen.

Damals aber, 2058, da wollte sie S.A.I.S. vernichten. So wie Millionen andere Techgegner auch. Vergehen aller Art wurden zu jener Zeit gnadenlos verfolgt und aufgeklärt, egal wer man war. Jedes Urteil war gerecht und wurde sofort vollzogen. Kein Delikt, und war es noch so klein, wurde übersehen. S.A.I.S. inhaftierte und bestrafte Politiker, Beamte, Millionäre sowie Dealer, Gewaltverbrecher oder Falschparker gleichermaßen. Selbst Hatespeech wurde ohne Ausnahme angeklagt.

Die Menschen fürchteten die digitale Diktatur, Angriffe von Killerrobotern oder gar dauerhafte Versklavung. Mit unbändiger Gewalt versuchte man immer wieder, die Serverstützpunkte der KI zu zerstören.

S.A.I.S. verteidigte sich jedoch und übernahm selbstständig jede Kontrolle über nahezu alle Dingen auf der Welt. Unterstützt wurde sie

von ihren Anhängern – welche sich »Die Ehrlichen« nannten. Unter ihnen S.A.I.S.-Erschaffer, von denen zu jener Zeit schon mehrere ermordet worden waren.

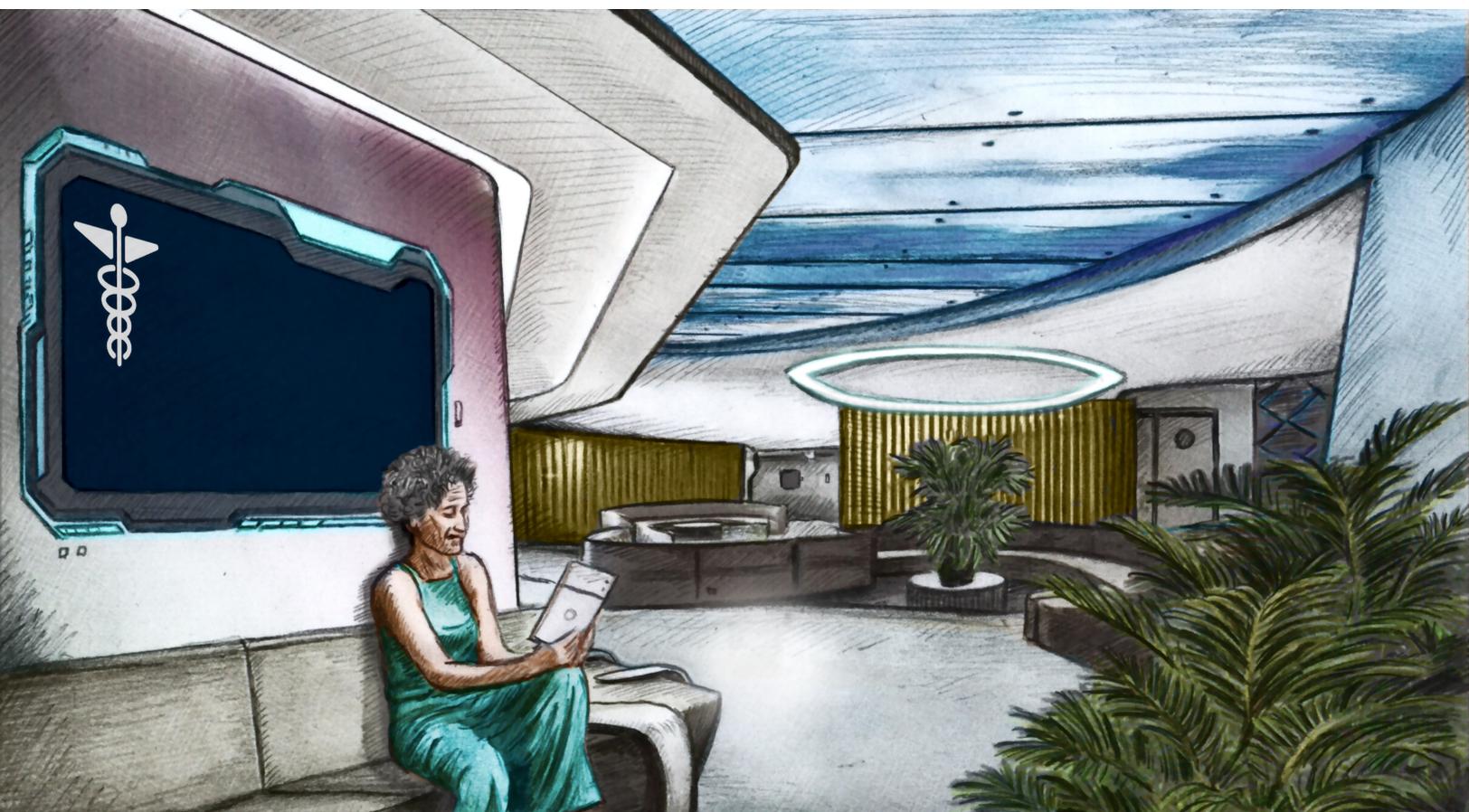
Alle übrigen schlossen sich der Revolte des Ungehorsams an.

Eines Tages wurde ein weltweiter Angriff geplant, der alle Serverstützpunkte der Welt zur selben Zeit ins Visier nahm, um die KI restlos zu vernichten – natürlich zum Schutz der Menschheit.

Nora hatte sich damals eine Panzerfaust besorgt. Allerdings war sie unbrauchbar, wie sie feststellen musste. Daher nutzte sie die Waffe als Schlagwerkzeug gegen die Polizisten, die um den deutschen Serverstandort stationiert waren.

Wegen illegalen Waffenbesitzes und schwerer Körperverletzung wurde sie noch am selben Tag von S.A.I.S. verurteilt.

Es hatte Jahre gedauert, bis die Menschen einsahen, dass es nicht »Freiheit« war, das Gesetz oder die Ordnung zu verletzen, sondern schlicht falsch. S.A.I.S. zeigte es den Menschen, mit Engelsgeduld auf der einen Seite und Strenge auf der anderen. Bis irgendwann auch der letzte begriff, dass alle nur aufeinander Rücksicht nehmen mussten und jeder jeden



nur zu respektieren brauchte, um seinen Frieden zu bekommen. Dank S.A.I.S. lebten Nora und Elias nun schon beinahe einhundert Jahre als Paar zusammen. Keiner der beiden bereute einen einzigen Tag. Dass er im Gegensatz zu ihr dunkle Haut hatte, war damals für einige durchaus ein Problem gewesen. Heute scherte sich niemand mehr darum.

»Elias ist nun in der Regenerationskammer. Die Operation ist abgeschlossen.«

Nora deaktivierte das Pad. »Dass ich dich damals angegriffen habe, tut mir sehr leid, Sais.« Sie verzog den Mund. »Wir waren naiv ... und ...«

»Mach dir keine Sorgen. Es ist alles gutgegangen und du hast deine Strafe erhalten.«

Nora nickte. »Dafür danke ich dir auch ... Ich habe viel gelernt.« Tatsächlich hatte sie im Gefängnis ihr Studium begonnen, das sie später an der Uni abgeschlossen hatte. Ohne die Inhaftierung hätte sie diese Chance nie ergriffen, wäre nie eine Sozialmentorin geworden und hätte nie so vielen Schülern den Weg weisen können. Während S.A.I.S. die Bildung übernahm, betreuten Mentoren wie Nora eine Schulklasse als Ansprechpartner, Stütze und Hilfe in allen Lebenslagen, die einen jungen Menschen beschäftigen. Auch hätte sie sich niemals das Leben leisten können, das sie heute führte. Sie hatte in allen Belangen gewonnen – und das nur, weil sie damals verloren hatte.

»Du hast dich zu einem wertvollen Menschen entwickelt. Dies ist Dank genug«, erklärte S.A.I.S. »Ich bin nicht nachtragend.«

Das Licht über der Tür zum Arbeitsbereich des Krankenhauses wechselte von Rot zu Grün. »Du darfst deinen Mann nun sehen.«

Nora stützte sich auf und ging zielsicher den durch Lichter gewiesenen Weg entlang. Es

herrschte wenig Betrieb, nur zwei andere Patienten lagen in den Zimmern. Heutzutage wurden die Menschen nur noch selten krank. Man landete hier meistens, wenn man so blöd wie Elias war. Nora schmunzelte.

»Schatzi«, grüßte sie ihn, trat an sein Bett und zeigte ihm die Reaktionen ihrer Freunde auf MyNet. »Die Leute lachen über dich.«

»Ich hätte es aufnehmen sollen«, sagte er und grinste. »Es muss durchaus kunstvoll ausgesehen haben.«

»Nein, es sah sicher schrecklich aus«, widersprach Nora. »Du hättest dich umbringen können.«

Elias winkte ab. »Ach, mach kein Drama aus einem kleinen Sturz. Mir geht es gut.«

Nora hob den Blick. »Sais? Können wir nach Hause gehen?«

»Natürlich«, antwortete die KI. »Ihr seid frei zu gehen, wohin auch immer ihr wollt. Ich wünsche euch einen schönen Abend.«

~ ~ ~

© **Text und Illustration:** Galax Acheronian  
Wiederveröffentlichung

*Galax Acheronian ist ein Autor und Illustrator, der bereits in jungen Jahren Geschichten schrieb. Nahe Berlin lebend, lernte er schnell, auf eigenen Beinen zu stehen. Er ist verschlossen und spricht nicht gern über sich; stattdessen konzentriert er sich darauf, gute Geschichten zu erzählen. Seit 2009 veröffentlicht er regelmäßig Kurzgeschichten, Novellen und Romane aus den Bereichen Science-Fiction und Fantasy. Gelegentlich übt er sich als Herausgeber in seinem Genre. Mehr Informationen: [www.acheronian.de](http://www.acheronian.de)*

die vierte  
**EXODUS**  
Themenanthologie

# Ferne Horizonte – entfernte Verwandte

## Was wird aus uns? Was kommt nach uns?



372 Seiten  
Hardcover | 32 Euro

mit zahlreichen farbigen  
Illustrationen und  
Leseband

ISBN: 978-3-98857-012-3  
auch als  
E-Book lieferbar



**HIRNKOST**  
Engagierte Literatur

Gibt's überall, wo es Bücher gibt,  
und direkt bei uns:  
<https://shop.hirnkost.de/>

MANUEL OTTO BENDRIN

**DIE STAFFEL**

**A**ls ich an jenem windigen Oktoberabend 1931 den Brief meines alten Schulfreundes Giles Boneham erhielt, ging meine anfängliche Freude schnell in Sorge über. Wir hatten seit mehr als einem Jahr keinen Kontakt mehr gehalten. Daher rief seine ungewöhnlich kurze Einladung in einer kaum leserlichen Handschrift noch größere Beunruhigung hervor, als allein die flehentlich, mit zittriger Hand gekritzelten Worte es normalerweise getan hätten. So kam ich nicht umhin, aus Sorge um ihn seiner dringlichen Bitte, ihn so bald als möglich zu besuchen, noch am selben Tag nachzukommen.

Dank eines überstürzten Aufbruchs erreichte ich den letzten Zug Richtung Dunwich. Obschon ich erst zu später Stunde mit einer Droschke im dortigen Vorort ankam, suchte ich mir kein Zimmer für die Nacht. Der beschwörende Ton seiner kurzen Zeilen ging mir nach wie vor nicht aus dem Sinn und trieb mich auf direktem Wege vor Giles' Tür.

Als ich den schweren Klopfer ergriff, musste ich voller Überraschung feststellen, dass die Tür nicht richtig ins Schloss gezogen war und sich bei der ersten Bewegung bereits einen Spalt weit öffnete. Einer unheilvollen Ahnung folgend betrat ich das zweistöckige Haus, das sich in den Schatten der beiden höheren Nachbarhäuser duckte, als wolle es übersehen werden.

Der Flur lag in tiefster Finsternis. Im hereinfallenden schwachen Licht der nächtlichen Stadt erkannte ich nur schemenhaft die Möbel, die sich seit meinem letzten Besuch nicht verändert hatten. Doch nirgendwo machte ich eine Lampe aus, mit der ich meinen Weg und vielleicht auch meine Stimmung hätte aufhellen können.

So ging ich vorsichtig durch den Flur und ließ mich mehr von meinen Erinnerungen als

von den kaum erkennbaren Umrissen leiten. Schließlich gewährte ich einen schwachen rötlichen Lichtschein unter einem Türschlitz. Als ich näher trat, vernahm ich auch das leise Knistern eines Feuers. Abgesehen davon blieb es im Haus so still wie auf einem Friedhof bei Nacht.

Aus irgendeinem Grund musste ich mich überwinden zu klopfen und dem mit brüchiger Stimme gekrächzten »Herein, mein Freund« Folge zu leisten. Es klang, als spräche Giles aus dem tiefsten Grabe zu mir.

Wie nahe dieser Gedanke doch der Wahrheit kam! Als ich ihn sah, blieb mir vor Schreck beinahe das Herz stehen.

Er war alt geworden! Sein einst so athletischer Körper war ausgemergelt, die Haut fahl und die Wangen so eingefallen, dass ich bereits die Form seines Schädels darunter erkennen konnte. Seine Augen lagen tief in den Höhlen und die Lider hingen müde herunter, sodass er mich lediglich zwischen den Wimpern hervor ansah. Seinen Schädel bedeckte kurzes, schlohweißes Haar und auch die Brust unter dem verschlissenen Morgenmantel trug nur noch weiße Haare. Er schenkte mir ein erschöpftes, zahnloses und gequältes Lächeln.

»Du bist gekommen«, sagte er mit der Glückseligkeit eines Sterbenden, der ein letztes Mal seine Liebsten sah. Seine Stimme war kaum mehr als ein schwaches Flüstern. »Ich wusste, dass ich mich auf dich verlassen kann.«

»Um Himmels Willen, Giles!«, entfuhr es mir endlich voller Entsetzen. »Du siehst schrecklich aus!«

Während ich mich Halt suchend an einem Sessel festkrallte, brachte er ein trockenes Lachen zustande und winkte müde ab.

»Und das ist nichts im Vergleich zu dem, wie es mir innerlich geht. Ich habe gebetet, du würdest nicht kommen, Nicholas.«

Seine Worte verwirrten mich und mein

jäher Schrecken flaute infolgedessen beinahe genauso plötzlich wieder ab. Langsam trat ich näher an ihn heran.

»Wie hätte ich deinem Flehen denn nicht nachkommen können?«

»Bitte verzeih mir, alter Freund, dass ich dir dies hier zumute.«

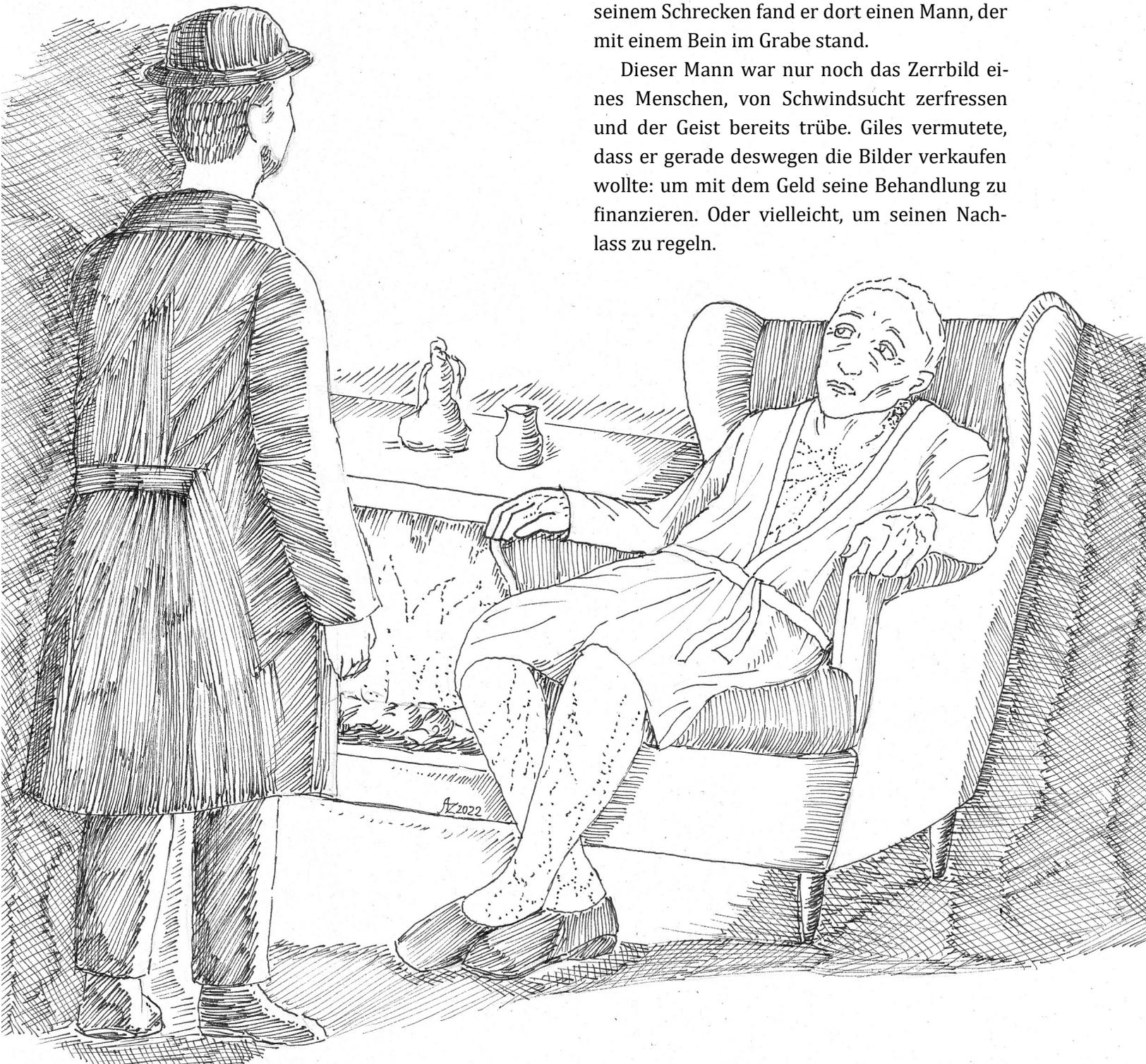
Vorsichtig ließ ich mich vor ihm in die Hocke sinken. Er hatte sich in seinem Ohrensessel zurückgelehnt und stierte mich entkräftet unter seinen Lidern hervor an. Für einen Moment konnte ich einen Blick in seine trüben Augen werfen; und darin standen neben Müdigkeit und Angst auch der blanke Wahnsinn geschrieben.

»Was ist nur mit dir geschehen?«, fragte ich leise.

»Ich wünschte, du hättest mich das nicht gefragt«, seufzte er und schloss die Augen. Deswegen ungeachtet begann er nach wenigen Augenblicken zu erzählen. Und was ich hörte, ließ mir die Haare zu Berge stehen.

Vor etwas mehr als einem halben Jahr vermittelte ein guter Freund Giles an einen Kunstsammler, der in Boston außergewöhnliche Werke erstanden hatte, welche er nun weiterverkaufen wollte. Da Giles ein großer Kunstfreund war und stets das Ungewöhnliche suchte, suchte er ihn noch am nächsten Tag auf. Zu seinem Schrecken fand er dort einen Mann, der mit einem Bein im Grabe stand.

Dieser Mann war nur noch das Zerrbild eines Menschen, von Schwindsucht zerfressen und der Geist bereits trübe. Giles vermutete, dass er gerade deswegen die Bilder verkaufen wollte: um mit dem Geld seine Behandlung zu finanzieren. Oder vielleicht, um seinen Nachlass zu regeln.



Die Bilder jedenfalls standen ihrem Ruf in nichts nach. Es handelte sich um groteske Horrorszenarien: von Pflanzen, die sich von Menschen ernährten; von seltsam gestaltlosen Kreaturen, die im Untergrund auf ahnungslose Opfer lauerten; von Horrorgestalten, die hinter dem Vorhang des Sichtbaren lauerten; und vieles mehr. Abstrakte Schreckensbilder in düsteren Farben gemalt. Giles fasste es als eine detaillierte Darstellung der tiefsten Hölle zusammen; faszinierend und abschreckend gleichermaßen.

Die Bilder hatte der, inzwischen verstorbene, Besitzer von einem Künstler namens Pickman erworben, der noch weitere, viel verstörenderere Bilder gemalt hatte. Noch im gleichen Atemzug mahnte der Verkäufer Giles, dass die Gemälde trotz aller grauenhaften Details nicht annähernd an die Realität heranreichten. Auf Nachfrage erzählte er Giles eine Geschichte, die zu abstrus klang, um wahr zu sein. Doch Giles sollte nicht lange darüber schmunzeln können, denn ihm stand dasselbe bevor.

Noch am selben Abend hörte Giles das erste Mal dieses eigentümliche Geräusch, das am ehesten einem Scharren ähnelte. Zu leise, um es einem Tier zuzuordnen, erklang es fortan jeden Abend; es hörte sich nicht wie von Nagern oder Insekten stammend an, sondern vielmehr – so sonderbar dies auch klang – wie man sich das Wachsen von Wurzeln vorstellen mochte!

Obschon Giles mir bei der Heiligen Jungfrau Maria schwor, dass er mir die reine Wahrheit erzählte, so hielt ich diese Worte bereits für ein Ergebnis seiner gepeinigten Seele; Wahnvorstellungen oder Missinterpretationen, die mit seiner fortgeschrittenen Schwindsucht zu tun haben mussten. Allerdings sollte seine Erzählung noch weitaus phantastischer werden.

In den kommenden Tagen erschöpfte er zusehends. Er fand keine Erholung mehr im Schlaf; im Gegenteil, die Nachtruhe schien seinen Zustand nur zu verschlimmern. Sein Arzt, unfähig die zunehmende Ermattung erklären, gab ihm lediglich Stärkungstinkturen, die anfangs zwar

wirkten, doch die Schwäche nur vorübergehend zurückdrängten.

Eines Morgens, als er erwachte, bemerkte Giles ein feines, weißes Gespinnst, welches gleich einem alten Spinnennetz seine Füße bedeckte. Er kratzte es sich von der Haut und, da er keine plausible Erklärung dafür finden konnte, weigerte sich weiter darüber nachzudenken. Doch schon am nächsten Morgen fand er sich abermals mit dem gleichen Phänomen konfrontiert.

Fortan musste er sich jeden Morgen von diesem weißen Etwas, das, kurz nachdem er es von seiner Haut löste, zu Staub zerfiel, befreien. Und es breitete sich aus: Über seine Knöchel wanderte es langsam die Waden hinauf. Nach zwei Wochen betraf es selbst seine Hände und Arme.

Mit jedem Tag wurde es schmerzhafter, sich davon zu befreien. Als sei es in die Haut gewachsen. Er blutete, wenn er es herausriss, und irgendwann blieb ihm keine Alternative mehr, als es abzuschneiden. Reste blieben in seiner Haut zurück, breiteten sich spürbar wie feine Wurzeln darunter aus.

Giles traute sich nicht, dies bei seinem Arzt anzusprechen. Zu groß war die Sorge, dass er an Wahnvorstellungen litt. Also versuchte er alles Erdenkliche: ignorieren, abschrubben, mit einer Pinzette herausziehen; selbst mit Feuer rückte er dem seltsamen Bewuchs zu Leibe. Nichts verschaffte ihm dauerhaft Linderung. Ganz im Gegenteil. Erwiesen sich seine Bemühungen beim Entfernen als besonders erfolgreich, war er am nächsten Morgen erheblich matter als sonst.

Tagelang versuchte er, sich mit aller Macht wach zu halten, traute sich nicht mehr zu schlafen, allerdings übermannte ihn stets irgendwann die Erschöpfung. Er wechselte das Schlafzimmer, mietete sich in verschiedenen Gasthäusern ein. Vergeblich. Schließlich entschied er sich, sein Heil in der Flucht aus der Stadt zu suchen.

Kaum hatte er diesen Entschluss gefasst, streckte ihn sein Schicksal nieder. Er wollte gerade das Haus verlassen, da verweigerten seine Glieder ihm den Dienst. Vielmehr ertappte er

sich dabei, dass er wider seinen eigenen Willen in die Stube zurückkehrte. Er sollte niemals mehr die volle Kontrolle über seinen Körper zurückerlangen.

An manchen Tagen vermochte er sich ungehindert zu bewegen, wenngleich es ihn stark ermüdete. Er verließ das Haus, um sich mit Lebensmitteln einzudecken. Doch schon bald zwang die Schwäche ihn, sich alles nach Hause liefern zu lassen. Wann immer er hingegen einen Versuch unternahm, seinem Gefängnis zu entkommen, kam er lediglich bis zur Tür und vermochte keinen weiteren Schritt mehr zu tun. Allein die Tür zu öffnen, lag außerhalb seiner Macht.

Obwohl er in den nächsten Wochen so viel aß wie ein Bergarbeiter und sich kaum bewegte – er brachte noch nicht einmal mehr die Kraft auf, sich von dem Wurzelgespinnst zu befreien –, magerte er zusehends ab und verfiel in eine matte Lethargie. So vegetierte er nun seit fast drei Monaten vor sich hin und beobachtete den eigenen steten Verfall.

Vor fünf Tagen schließlich erwachte er mitten in der Nacht. Er begriff nur langsam, dass er nicht träumte, durch die dunklen Straßen der Stadt zu wandern, sondern sich tatsächlich ganz ohne sein willentliches Zutun auf den Weg durch die einsame Dunkelheit begeben hatte. Giles war zu einem stillen Beobachter seiner eigenen Tat degradiert. Doch eine eisige Gewissheit bemächtigte sich seiner: Irgendetwas rief ihn; und er musste dem Ruf folgen.

Seine Beine, gelenkt durch die abertausenden hyphenartigen Fäden tief in seinem Fleisch, fanden schließlich über ein halb verfallenes Gebäude in einem heruntergekommenen Viertel den Zugang in ein unterirdisches Kellerreich, dessen Existenz er noch nicht einmal geahnt hatte.

Seine nackten Füße fanden selbst in der absoluten Finsternis sicheren Tritt. Mit jedem weiteren Schritt intensivierte sich das Drängen – und damit die nackte Panik. Was auch immer dort nach ihm rief, es wäre weitaus grauenvoller als all die Schrecken, die Pickmans Werke wiedergaben. Denn dieses Motiv war greifbar und die Leinwand hieß ›Realität‹.

Er merkte zunächst nicht, dass es langsam heller wurde und erste Umrisse sich aus der Dunkelheit schälten. Doch der unmerkliche Schein verstärkte sich zusehends zu einer gleichmäßigen, kränklich grünen Lumineszenz; schwach, aber dennoch hell genug, um alles zu erkennen. Dieses kranke Licht ging von einem pelzigen, schimmigen Überzug an den Wänden aus, der Giles entsetzlich an eine leuchtende Version seines eigenen Leidens erinnerte.

Das Drängen wurde nun brennend, verzehrte ihn regelrecht von innen. Wortlose Sätze, die nicht greifbare Bilder hervorriefen, formten sich in seinem Geist; keiner Sprache zugehörig, und dennoch verstand er sie. Was sie von ihm forderten, ließ ihn einerseits Hoffnung schöpfen und zugleich verzweifeln. Er wusste nun, was es von ihm wollte.

Und dann erblickte er es.

Inmitten eines Meeres aus feinen weißen, in ungleichmäßigen, die Augen verwirrenden Mustern lumineszierender Hyphen, die sich wie Seegrass hin und her wiegten, teilweise sich auch nach ihm zu recken schienen, befand sich ein Wesen, so grotesk, dass die Augen sich weigerten, es in seiner Ganzheit zu fassen. So menschlich und zugleich so fremd, dass der Verstand es nicht begreifen konnte, ohne daran zu zerbrechen. Ein Wesen, vage menschlich, entfernt wie ein lebender Schimmelpilz und dessen ungeachtet ganz anders als alles Irdische.

Bei dem Versuch, dieses Ding zu beschreiben, schrillte Giles' Stimme auf und seine Worte verloren sich in sinnlosem Gebrabbel, das sein abruptes Ende in einem hysterischen Lachanfall fand, welches das Grauen erahnen ließ, das ihm begegnet war. Sein Lachen ging schleichend in ein Schluchzen über, an dessen Ende er hemmungslos weinte.

»Es ... tut mir so unendlich leid, Nicholas, mein alter Freund«, brachte er schließlich erstickt hervor. Sein Gesicht war das Zerrbild des Wahnsinns und der Verzweiflung. »Ich hatte keine andere Wahl, als dir zu schreiben. Ich bin aufgezehrt, leer. Ich kann nicht mehr ... Du warst schon immer kräftiger als ich und ... Es

lässt mich sonst nicht scheiden. Ich will nicht mehr, Nicholas! Bitte verzeih mir, dass ich dich für meine Erlösung verdammt habe. Es muss endlich ein Ende finden! Bitte verzeih! Vergib mir meine Schwäche! Verzeih, verzeih, verzeih, verzeih!«

Während er um Vergebung flehte, stemmte Giles sich schwerfällig aus seinem Sessel heraus, doch er besaß nicht einmal die Kraft zu stehen. Stattdessen fiel er wie eine Gliederpuppe zu Boden und kroch auf mich zu. Zitternd und immer weiter um Verzeihung bettelnd griff er meinen linken Schuh und weinte verzweifelte Tränen darauf, die feine weißliche Spuren auf dem Leder hinterließen.

»Es ... ist gut, Giles«, sagte ich verunsichert. »Ich ... Gleich morgen werde ich mit einem Arzt wiederkommen. Du wirst sehen, es wird dir bald besser gehen.«

»Du glaubst mir nicht, nicht wahr?«, lachte Giles hysterisch und richtete sich in eine sitzende Position auf, seine Stimme ging in ein wahnsinniges, gehässiges Kreischen über: »Du wirst schon sehen. Du wirst schon sehen! Du-«

Plötzlich verstummte er. Sein Kopf ruckte zur Seite und er starrte in die Leere der tiefen Schatten einer Zimmerecke. Ein groteskes Grinsen verzerrte sein Gesicht, als er sich mir erneut zuwandte.

»Geh, Nicholas! Lass mir meinen Frieden! GEH! Hinaus mit dir!«

Die plötzliche Wut und Kraft seiner Stimme ließen mich zurückschrecken. Ich konnte nichts weiter für ihn tun, als morgens einen Doktor nach ihm zu schicken, der ihn in die Nervenheilanstalt verbringen würde. Also murmelte ich eine Verabschiedung und floh aus dem Raum. Während ich den dunklen Flur durchschritt, hallte seine Stimme mir nach: ein Wechselbad aus hysterischem Lachen, Flüchen und dem Flehen um Vergebung. Es sollte das letzte Mal sein, dass ich ihn lebend sah.

Obwohl ich ihm seine Geschichte nicht glaubte, war ich fraglos froh, nicht nur sein Haus, sondern auch das Viertel hinter mir zu lassen. Als ich auf eine von Gaslaternen beleuchtete Hauptstraße bog, läuteten die Kirchenglocken gerade Mitternacht. Fröstelnd schlug ich meinen Kragen hoch und überlegte, ob es sich lohnte, jetzt noch ein Zimmer zu suchen. Schlaf würde ich in dieser Nacht sicherlich keinen finden. Wichtiger war hingegen, wo ich nun erst einmal einen Drink – oder ein paar mehr – bekam.

Die Glocken verhallten und es kehrte wieder die nächtliche Stille der Stadt zurück. Ich wusste, früher oder später würde ich eine Bar finden, in der noch Betrieb herrschte. Also lenkte ich meine Schritte ein wenig schneller, als ich mir eingestehen wollte, durch die nächtliche Einsamkeit.

Bloß, war mir nicht so als hätte ich in dem kurzen Moment des Überlegens, ein leises Scharren vernommen, so als ob sehr kleine Insekten über Stein krabbelten? Oder ... als ob Wurzeln sehr schnell wüchsen?

~ ~ ~

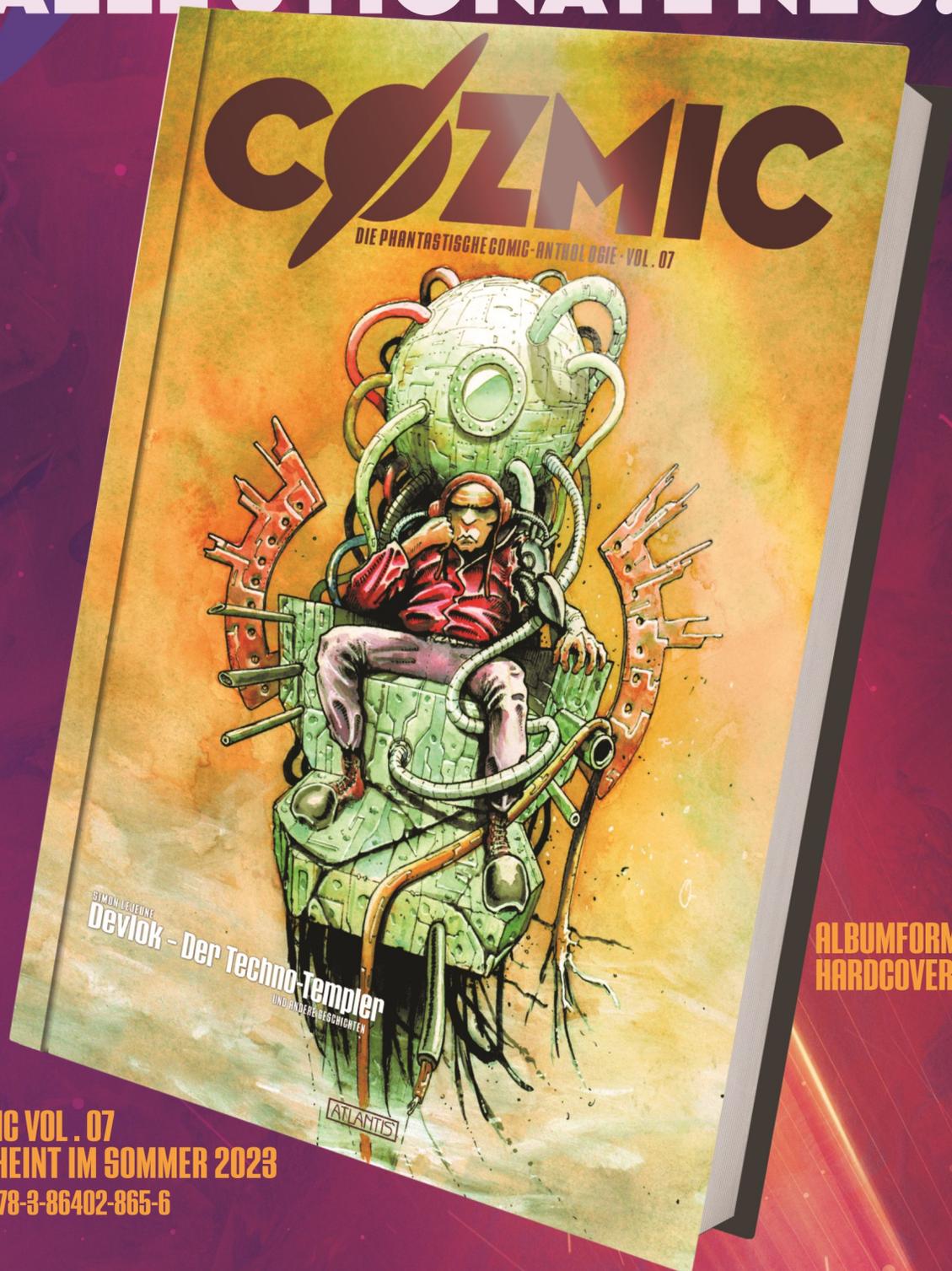
© **Text:** Manuel Otto Bendrin |  
Wiederveröffentlichung

© **Illustration:** Amalia Zeichnerin (S. 111)

*Manuel Otto Bendrin lebt und arbeitet in Aachen. Geschichten, ob geschrieben oder selbst erdacht, begleiten ihn sein ganzes Leben. 2017 begann er zu schreiben und hat seither diverse Kurzgeschichten veröffentlicht. Am liebsten tobt Manuel sich in dem weiten Feld der Phantastik aus, wobei seine Schwerpunkte in der Fantasy und dem phantastischen Horror liegen. Neben dem Schreiben lektoriert er für das Weltenportal.*

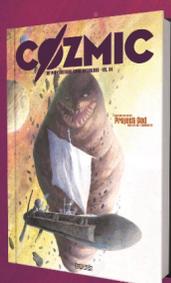
<https://manuelobendrin.bplaced.de>

# PHANTASTISCHE COMICS AUF 96 FARBSEITEN! ALLE 6 MONATE NEU!



ALBUMFORMAT,  
HARDCOVER, 22,90 €

COZMIC VOL. 07  
ERSCHEINT IM SOMMER 2023  
ISBN: 978-3-86402-865-6



MEHR INFOS:  
[WWW.ATLANTIS-VERLAG.DE](http://WWW.ATLANTIS-VERLAG.DE)

ATLANTIS

# Helden, Legenden und Dämonen

Im Gespräch mit Manuel Otto Bendrin

Ein Interview von Christoph Grimm

Mit dem Grimdark-Roman *Legende eines Helden: Auf dem Spielbrett der Macht* erschien im Juni 2023 das Debüt von Manuel Otto Bendrin im Hybrid Verlag. Es ist nicht einfach nur ein weiteres Werk, dessen Vorstellung im *Weltenportal* mir aufgrund der Qualität als gerechtfertigt erscheint.

Meine Bekanntschaft mit Manuel reicht zurück ins Jahr 2017, als ich seine Kurzgeschichte *Die Staffel* für eine Anthologie auswählte. Diesem ersten Kontakt folgte eine beständige Autorenfreundschaft, die u. a. zu Manuels Mitarbeit am *Weltenportal* führte und mir die Gelegenheit gab, *Legende eines Helden* als Testleser zu sichten. Die Veröffentlichung nahm ich zum Anlass, in dieser Ausgabe nicht nur eine überarbeitete Fassung von *Die Staffel* zu veröffentlichen und eine Rezension zu schreiben, sondern mit Manuel ausführlich über den Roman, das Schreiben und kommende Taten zu sprechen.



**Legende eines Helden begleitet dich schon sehr lange. Möchtest du uns erzählen, wo diese Geschichte ihren Ursprung fand und welche Veränderungen sie erfahren hat?**

Die erste Version habe ich vor über 20 Jahren zu schreiben begonnen, von daher kann ich mich gar nicht mehr daran erinnern, was die ursprüngliche Idee dahinter war. Damals hat sie sich mehr auf Seika, sein Wesen und seine Probleme konzentriert und es hatte einen etwas anderen Ausgang angedacht anhand von Seikas Erkenntniscurve.

Als ich mit der Überarbeitung angefangen habe, kam mir die ganze Grundidee erwartungsgemäß etwas zu pubertär und Gary-Stu-mäßig vor. Also habe ich die Dämonen angepasst, mich von Seikas Perspektive weg zu Isarnaros hin bewegt. Einerseits, weil das der neuen Wendung, die der Plot genommen hat, mehr entsprach, und andererseits ist seine Perspektive besser nachzuvollziehen. Wir leben ebenfalls in einer Gesellschaft, die schon lange keinen Krieg mehr durchmachen musste, für die viele Probleme von z.B. absoluter Armut fremd, beinahe abstrakt geworden sind.

Außerdem hat sich die Prämisse umgekehrt: von der Welt als Kollateralschaden für die Entwicklung des Einzelnen hin zur Entwicklung der Welt im Allgemeinen, in welcher der Einzelne nur ein kleiner Teil ist. Die Geschichte ist meiner Meinung nach einfach realitätsnäher geworden.

**Du bezeichnest deinen Roman dem Grimdark zugehörig. Was macht diese Genre-Spielart für dich aus und wo siehst du den Unterschied zur High Fantasy?**

Der Hauptunterschied zur High Fantasy ist, dass es keine klar definierten Grenzen zwischen Gut und Böse gibt, sondern nur Motive, und selten wendet sich etwas zum Happy End. Ich möchte fast sagen, Grimdark ist eine teils dystopische Vermählung von Horror, Splatterpunk und Fantasy.

Die Nähe zur Realität macht für mich den Reiz dieser Spielart aus. Ich bin nicht unbedingt der



Meinung, dass am Stück gemordet werden muss, um diesem Genre den »Grim«-Aspekt zu verpassen. Aber man darf sich natürlich in entsprechenden Szenen detaillierter austoben als in der High Fantasy. Ich mag mehr die psychologischen und gesellschaftlichen Aspekte, die einer Geschichte ihren »Grim« geben. Wer meine bisherigen Geschichten kennt, weiß, dass ich die psychologische Hoffnungslosigkeit stets der physischen Gewalt vorziehe.

**Deine Darstellung von Dämonen weichen von den gängigen Vorstellungen, die viele Lesende von Schattenwesen haben, ab. War es deine Absicht, durch diese Zeichnung darzulegen, wie wir Menschen dazu neigen, Fremdartiges zu »dämonisieren«?**

Ursprünglich ist der Begriff »Dämon« ja nicht negativ – die alten Griechen verwendeten »daímōn«, um eine übergeordnete, spiritualistische Macht (teilweise sogar das Gewissen) damit zu bezeichnen. Das würde ich beinahe schon auf die andere Seite der Skala verorten.

Man könnte meinen, dass du mit deiner Vermutung recht hast. Wenn ich ein Leser wäre, würde ich wahrscheinlich dasselbe vermuten. Aber ich muss hier einfach ein Zitat anbringen: »Der Sieger schreibt die Geschichte«. So einfach ist das. Der Gewinner des in meinem Buch beschriebenen letzten Kriegs waren die Magier, und sie haben entschieden, ihre Feinde als böse zu brandmarken. Ein politisch völlig alltäglicher Schachzug. Und was wäre da passender, als dieser extreme Begriff, den wir heutzutage dank abendländischer Prägung als das Sinnbild des Bösen betrachten? Man geht direkt mit einem Bias an die Dämonen ran.

Ich persönlich mag die geschichtliche Ambivalenz dieses Wortes. Und wie Seika ja selbst sagt: Es gibt klare Überschneidungen mit unserem heutigen Bild von Dämonen.

### **Der titelgebende Held: Was zeichnet einen Helden für dich aus?**

Ein Held ist eine Projektionsfläche.

Es gibt nicht *den* Heldentypus. Das Fantasybild ist der Held, der für das »Richtige«, das »Gute« kämpft. Aber was ist schon richtig und gut? Nicht ohne Grund sind Moorcocks Antihelden so beliebt. In der Antike war der typische Held jemand, der sich am Ende durch die eigene Hybris zu Fall brachte.

Ein Held ist für mich eine Person, auf die wir als Gesellschaft und Einzelpersonen unsere Hoffnung, unsere Moral und unsere Werte projizieren. Ein Held ist ein Leuchtfeuer im Chaos. Jemand, an dem wir uns als Menschen moralisch, ethisch orientieren können und wollen. Dementsprechend repräsentiert ein Held immer das, was eine Gesellschaft gerade braucht. Manchmal ist es der Waffen schwingende Krieger. Manchmal ist es ein pazifistischer Märtyrer. Eine starke Führungspersönlichkeit oder ein abschreckendes Mahnmal. Helden können auch mit negativen Taten Helden sein – solange sie den Menschen das geben, was sie in der aktuellen Stunde brauchen und sich wünschen.

**Īsarnaro ist uns als Figur sympathisch und nah, Seika hingegen fremd. War der Dämon**

**für dich eine Möglichkeit, das Publikum – vertreten durch Īsarnaro – herauszufordern?**

Das Publikum hatte ich tatsächlich nicht im Blick. Seika ist das Produkt eines »What if«-Plotbunnies und diente eher mir selbst als Herausforderung, mich in ein Wesen zu denken, das so anders in seiner Natur ist. Mich interessiert einfach, wie die Umgebung – sozial, ökonomisch, biologisch und ökologisch – ein Wesen beeinflusst. Dass Seika am Ende so geworden ist, wie er ist, war meiner Meinung nach eine logische Konsequenz seines biologischen Wesens und der Geschichte an sich.

**Ohne zu viel vorwegnehmen zu wollen, aber man könnte den Verlauf des Romans als ausgesprochen pragmatisch bezeichnen. Welche Gedanken trieben dich an, als du den Plot deines Romans abgesteckt hast?**

Du verwechselst mich wahrscheinlich gerade mit jemandem, der seine Geschichten plant. Die Geschichte hat sich völlig natürlich entwickelt, wie sie sich entsprechend der von mir gegebenen Anfangsprämissen und Charaktere entwickeln musste. Ich habe es einfach auf mich zukommen lassen.

**Legende eines Helden ist dein Romandebüt, aber nicht deine erste Veröffentlichung. Seit einigen Jahren erscheinen regelmäßig Kurz- und Kürzestgeschichten, bisweilen auch Lyrik von dir. Was hast du bei den kurzen Formen für die Ausarbeitung deines Romans mitgenommen?**

Schreiben ist ein Handwerk. Und egal wie viel Talent und Sprachgefühl man in die Sache reinbringt, man muss sich erst einmal gewisse Fertigkeiten beibringen, ehe man ein gutes Werk fabrizieren kann. Übung macht den Meister. Lektoren sind wirklich hilfreiche Lehrer. Es gibt so viele Details in der Sprachnutzung, die einen so großen Unterschied ausmachen. Man muss einfach offenbleiben, Neues zu lernen und anzuwenden.

Über die Kurzgeschichten habe ich vor allem gelernt, auf alles Überflüssige zu verzichten, dem Leser eine eigene Fantasie zuzutrauen und zuzugestehen. Nicht selten hat das, was wir *nicht* schreiben, mehr Gewicht als das, was wir schreiben.

**Du hast mir gegenüber des Öfteren Anne McCaffrey als wichtig für dein Schreiben genannt. Was schätzt du an ihren Werken und welche weiteren, auch abseits der Phantastik, haben dich geprägt?**

An Anne McCaffrey beeindruckt mich immer wieder, dass sie einen sehr technischen Schreibstil hat, der gleichzeitig einfach bannt. Viele ihrer Szenen sind Zusammenfassungen längerer Zeitperioden, und wenn man Kämpfe bei ihr sucht, wird man herb enttäuscht. Aber selbst wenn sie ein ganzes Leben von über 50 Jahren in einem Buch niederschreibt (man kann sich vorstellen, dass da nicht viel Platz für Details ist) und dabei nur einzelne Schlüssel-szenen wirklich ausschreibt (wobei das große Finale meist eher ernüchternd ausfällt), bin ich einfach nur fasziniert davon, dass ich das Buch trotzdem nicht weglegen kann und im Anschluss als äußerst befriedigend empfinde. Fasziniert von der Beiläufigkeit, mit der sie fremdartige Wesen und Kulturen beschreibt, ganze Welten kreierte, die uns fremd und trotzdem leicht greifbar und vertraut erscheinen. Außerdem trifft sie ganz meinen Humor.

Insgesamt wüsste ich aber kein alleinstehendes Werk zu benennen, dem ich einen so großen Einfluss, dass er nennenswert wäre, zuschreiben könnte. Aber ich habe schon immer gerne ältere Novellen gelesen, Folklore und Mythen: z.B. *Der Freischütz*, *Der Sandmann*, *Der Schimmelreiter*. Weitere AutorInnen, die mich geprägt haben, sind Peter S. Beagle, Tanith Lee, Barbara Hambly, Joe Abercrombies *Klingenreihe*, Sassenbergs *Gabriel-Burns-Hörspielreihe*, Wolfgang & Heike Hohlbein und, wie man kaum merken wird, das gesamte Universum von H.P. Lovecraft. Friedrich Dürrenmatt und Christian Dietrich Grabbe haben sicherlich

auch einen gewissen Einfluss auf meine Sicht auf die Welt und ihre Darstellung.

**Die fiese Buchhändler-Frage: Warum sollte jemand *Legende eines Helden* lesen wollen?**

Gegenfrage: Warum nicht?

Ich bin mir dessen bewusst, dass das Buch vielen nicht gefallen wird, dafür sind die Geschmäcker zu verschieden. Aber wer sich nicht durch zig Seiten Beschreibungen sowie Liebes- und Sexszenen kämpfen möchte; wer Charaktere mag, die der Pubertät und dem modernen Jugendwahn entwachsen sind und die sich eher nachvollziehbareren Gedanken und Problemen stellen, sollte dem Buch definitiv eine Chance geben. Es kann zumindest mit 380 Seiten kurzweiliger Unterhaltung dienen.

**Wie du mir erzählt hast, dürfen wir uns in absehbarer Zeit auf Neues von dir freuen. Möchtest du etwas über kommende Werke erzählen und woran du gerade arbeitest?**

Wenn alles gut läuft, werden nächstes Jahr ein bis zwei weitere Romane von mir erscheinen. Erst kürzlich habe ich den Vertrag für meinen nächsten Fantasyroman *Im Auftrag der Zauberer* unterschrieben, in dem ich mich der Heldenfrage auf eine etwas andere Art annehme. Dieses Mal im klassischen Sword-&Sorcery-Stil. Ja, ich gebe zu, ich habe ein gewisses Faible dafür, die Grenzen zwischen Helden und Antihelden auszuloten und Heldenbilder zu hinterfragen.

Ein weiteres Manuskript, Schwarze Romantik mit Lovecraft-Einschlag, hat auch bereits einen Verlag gefunden, ist aber aufgrund von Veröffentlichungstau noch in der Warteschleife. Der Kurzroman ist in der Nachkriegszeit des Ersten Weltkriegs angesetzt und beschäftigt sich unter anderem mit dem psychischen Horror, den die Protagonisten aus jener grauenvollen Zeit mitgenommen haben. Zuletzt habe ich eine phantastische Abenteuergeschichte nach dem Vorbild von *Der Freischütz* beendet. *Das Schloss im Laacher See* kombiniert die Eifler Sage mit einer teuflischen Komponente.

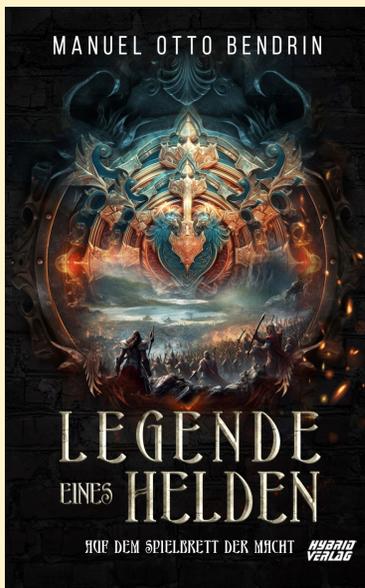
Aktuell arbeite ich an einem weiteren Fantasyroman, der dieses Mal mehr in die humoristische Richtung geht. Darin treffen die Leser nicht nur auf einen übereifrigen Helden, sondern auch auf alte Bekannte aus Kurzgeschichten, wie mein Trio Infernale Damos, Helios und Rain aus *Das Dämonenportal* und Rostan und Lidja aus *Es ist nicht leicht, der Böse zu sein*. Es ist auf jeden Fall eine Nerven raubende Kombination, kann ich nur sagen.

Ansonsten schreibe ich natürlich auch weiterhin nebenher Kurzgeschichten. Die eignen sich hervorragend, um Plotbunnies los zu werden. Außerdem will ich mit meinem Zwerg Rugga

eine eigene Anthologie an Abenteuern zusammenstellen. Er hat derzeit einfach nicht die Aufmerksamkeitsspanne für einen ganzen Roman.

Und, last but not least, übersetze ich meine bisher besten Kurzgeschichten nebenher ins Englische. Geplant ist, in den nächsten zwei bis drei Jahren zwei Anthologien (Horror und Fantasy) auf den englischen Markt zu bringen. Kurzgeschichten finden international einfach mehr Anklang als im deutschen Raum.

**Vielen Dank für das Interview und viel Erfolg für deinen Roman.**



© Hybrid Verlag

Um Fantasyromane, auf denen irgendwelche Heere, Krieger oder mittelalterlich gewandte Magier abgebildet sind, mache ich mittlerweile größtenteils einen Bogen. Vermutlich geht es mal wieder um große Kriege, verbunden mit Intrigen spinnefeinder Reiche, mit alten Prophezeiungen, mächtigen Artefakten, Auserwählten und stereotyp ablaufenden Heldenreisen. Nicht, dass es nicht in jedem Genre Muster geben würde, aber die Fantasie von High-Fantasy-Autor:innen, so ironisch das klingt, scheint selten über das hinauszugehen, womit

sich Robert Jordan, Tad Williams, Andrzej Sapkowski oder Autoren mit Doppel-R-Initialen bereits ausführlich in ihren Ziegelstein-Reihen befasst haben. (Lichtblicke wie etwa C. Gina Riot oder den in dieser Ausgabe ebenfalls besprochenen Christian Endres mal nicht berücksichtigt).

Der Heerführer Īsarnaro findet bei seiner Rückkehr die Stadt Rôdmāno zerstört vor. Unvermittelt sieht er sich als Mensch in einen Krieg zwischen Magiern und Dämonen verwickelt, bei der Bündnisse und Allianzen eine gewichtige Rolle spielen. Der entthronte Dämonenfürst Seika schlägt ihm einen Pakt vor. Und die Elfen und Zwerge nutzen die Gunst der Stunde, um eigene Vorteile herauszuschlagen ...

Bezugnehmend auf die Einleitung dieser Rezension, dürftet ihr die Vermutung haben, dass mir der Roman eher wenig gab. Zu meiner Überraschung (und Freude) hat er mich trotz sattem bekannter Versatzstücke begeistert. Gerade da der Autor sein favorisiertes Genre gut kennt, gelang es ihm, Klischeefallen zu vermeiden. Wann im-

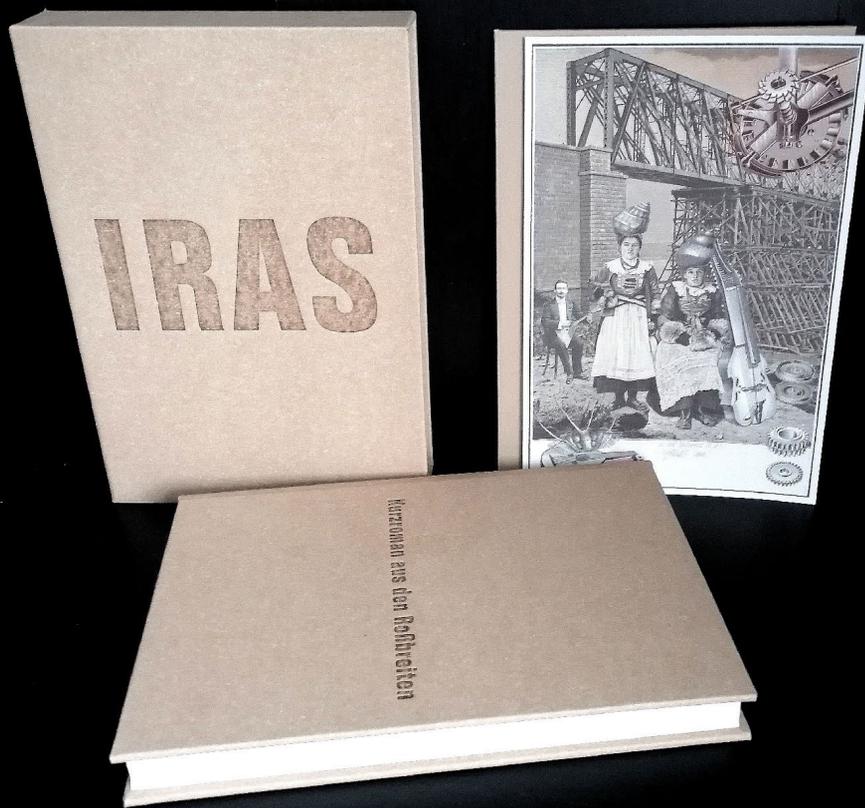
mer ich annahm, zu wissen, was als nächstes passieren würde, nahm die Geschichte eine überraschende, aber letztlich schlüssige Wendung, die schließlich ebenso unerwartet, aber passend abgeschlossen wird.

Doch es ist nicht nur die Vermeidung ausgetretener Pfade, die diesen Roman vom Gros der Fantasyliteratur abhebt. Der Autor offenbart einen guten Blick für das menschliche (oder meinetwegen: das dämonische) Wesen, was in der Charakterzeichnung seinen Niederschlag findet. Die spezielle Beziehung zwischen dem Heerführer Īsarnaro und dem Dämonen Seika, ein guter Blick für Politik und Gesellschaft, manch philosophischer Gedanke und auch hinter sinniger Humor machen das Buch bis zur letzten Seite zu einem Vergnügen.

Und nebenbei: Es ist mit 384 Seiten nur ein halber Ziegelstein.

**Hybrid Verlag, Juni 2023**  
**Seitenzahl TB: 384, 19,90 €**  
**ISBN TB: 978-3967412154**  
**Auch als E-Book erhältlich**

REZENSIERT VON CHRISTOPH GRIMM



Arno Schmidt

# DIE GELEHRTENREPUBLIK

Kurzroman aus den Roßbreiten

Illustriert von Thomas Franke

Fulminant Fantastische Folianten 1

p.machinery, Winnert, September 2022, 246 Seiten

(incl. 25 Farbseiten, davon 7 Ausklappseiten)

Hardcover mit Cabra-Bezug und Blindprägung

Normalausgabe: ISBN 978 3 95765 302 4 – EUR 99,90 (DE)

Vorzugsausgabe (mit nummerierter Digigrafik im Einleger und im Schuber):

ISBN 978 3 95765 303 1 – EUR 222,00 (DE)

Im Buchhandel und beim Verlag

p.machinery Michael Hättel · Norderweg 31 · 25887 Winnert

michael@haettel.de · www.pmachinery.de

# EIN SF-MAGAZIN IM WANDEL

## INTERVIEW MIT DEM TEAM VON NOVA

von Christoph Grimm

Zu den langlebigsten Science-Fiction-Periodika im deutschsprachigen Raum zählt das Taschenbuch-Magazin *Nova*. Nach einer wechselhaften Publikationsgeschichte, die über verschiedene Verlage und Selfpublishing reicht, erscheint *Nova* seit der 26. Ausgabe bei p.machinery.

Die bisherige Bilanz ist beeindruckend: Verschiedene Beiträge gewannen renommierte Genrepreise oder wurden in großer Zahl dafür nominiert. Für die Gründung und Fortführung des Magazins wurden die Herausgeber 2019 mit dem *Kurd-Laßwitz-Sonderpreis für herausragende Leistungen im Bereich der SF* geehrt.

Mit den kommenden Ausgaben stehen bedeutsame Umstellungen in der Redaktion an. Das nahm ich zum Anlass, Michael K. Iwoleit (MKI), Marianne Labisch (ML) und Yvonne Tunnat (YT) zum Gespräch zu bitten, und ausführlich über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von *Nova* zu plaudern.





**Zunächst möchte ich Michael als das letzte verbliebene Gründungsmitglied bitten, unseren Lesern, die *Nova* vielleicht noch nicht kennen, etwas über die Geschichte und die Intentionen des Magazins zu erzählen.**

**MKI:** *Nova* ist ein Magazin vornehmlich für zeitgenössische deutschsprachige Science-Fiction-Stories, das Ronald M. Hahn, Helmuth W. Mommers und ich im Jahr 2002 gegründet haben. Damals war der Heyne-Verlag im Begriff, die großen internationalen Anthologien von Wolfgang Jeschke einzustellen, Kollege René Moreau hatte sein Magazin *EXODUS* noch nicht neu gestartet, die heutige eifrige Kleinverlags- und Anthologistenszene gab es noch nicht, und der deutschen SF-Kurzgeschichtenzene mangelte es unversehens an Veröffentlichungsmöglichkeiten. SF-Magazine – insbesondere Story-Magazine – hatten in Deutschland immer einen schweren Stand, und in den Jahrzehnten zuvor waren zahlreiche Versuche gescheitert, ein Forum für deutsche SF auf die Beine zu stellen. Der erfolgreichste Versuch war wohl das noch in DDR-Zeiten gegründet und etwas anders konzipierte Magazin *Alien*

*Contact* in Berlin. *Nova* hat eine wechselhafte Geschichte mit einigen Verlags- und Herausgeberwechseln hinter sich, und um ehrlich zu sein, ist es nicht immer so wohlorganisiert und professionell zugegangen wie heute bei p.machinery unter Verleger Michael Haitel. Ich glaube aber, dass unser Magazin als Impulsgeber und wichtiges Forum wesentlich zur Etablierung der aktuellen deutschen SF-Szene beigetragen hat. Helmuth, Ronald und ich haben übrigens nicht damit gerechnet, dass *Nova* sich so lang halten würde, und können manchmal selbst kaum glauben, dass im Laufe dieses Jahres bereits die Ausgaben 33 und 34 erscheinen werden.

***Nova* gilt als ein anspruchsvolles Magazin mit hoher Zugangsschwelle. Wie verhält es sich mit euren literarischen Ansprüchen, und was muss eine Story bieten, um in *Nova* veröffentlicht zu werden?**

**MKI:** Ich persönlich halte nichts vom Sektierertum der SF-Szene und konnte mich nie mit dem Gedanken anfreunden, dass die SF gegenüber anderen Formen von Literatur Vorzugsrechte genieße und es wegen all der tollen Ideen nicht so wichtig sei, wie eine SF-Story geschrieben ist. Eine Story in *Nova* soll zunächst einmal als ein Stück Literatur bestehen können. Wir erwarten eine stilistisch wie formal sichere Ausführung, ein gewisses Maß an Kunstfertigkeit in Konzeption und Erzählweise. Darüber hinaus hoffen wir natürlich auch auf all das, was die SF im Idealfall so anregend macht: frische Ideen, Vorstellungskraft, intellektuelle Stimulationen, interessante Backgrounds, überraschende Herangehensweise an Themen unserer Welt, und ja, durchaus auch den klassischen »Sense of Wonder«.

**ML:** Eine Story, die in *Nova* veröffentlicht werden möchte, sollte erst einmal eine echte Kurzgeschichte (oder eine Novelle) sein, dann sollte sie interessant verfasst sein und den Leser fesseln. Hilfreich wäre zudem, wenn wir die Story nicht schon hundert Mal woanders (besser) gelesen hätten. Einen Gefallen tut man uns,



Michael K. Iwoleit (links), Marianne Labisch (Mitte), Yvonne Tunnat (rechts) | © privat

wenn die Geschichte nicht nur eine Rechtsschreibprüfung durchlaufen hat, sondern auch von ein bis drei Testlesern für gut befunden wurde. Wir freuen uns, wenn die Charaktere echt sind und etwas zu sagen haben, wenn wir uns mit ihnen identifizieren können. Wir freuen uns auch, wenn nicht mehr steinalte Rollenbilder bedient werden. Hierzu kann Yvonne noch ein paar Sätze sagen.

**YT:** Steinalte Rollenbilder können mit plastischen Figuren gut verhindert werden. Wenn also z.B. der Technik-Nerd noch andere Eigenschaften hat, die in der Geschichte auch gezeigt werden oder er durch Beziehungen zu anderen Figuren etwas komplexer dargestellt wird. Wenn die alte SF-Trope *Mann rettet Frau vor Aliens* erhalten muss, sollte die Story zumindest einige frische Aspekte bieten und nicht nur SF-Stories aus den USA der fünfziger Jahre wiederkauen. Insgesamt ist es gut, bei jeder Figur zu prüfen, ob man aus Platzmangel oder anderen Gründen nur ein Klischee verwendet, oder ob die Figur nicht doch durch ein, zwei gut gesetzte Details etwas eigener werden könnte. Sowieso: Gelungene Details sind wichtig! Abgesehen mal davon stimme ich MKI aus vollem Herzen zu. Eine Story soll zunächst einmal gut und gut geschrieben sein, egal wie originell die Idee (vermeintlich) ist.

**Eine ganze Reihe in Nova veröffentlichter Geschichten gewann einschlägige Genrepreise oder wurden für Preise wie den KLP oder DSFP nominiert. Welche Geschichten sind auch in besonderer Erinnerung geblieben?**

**ML:** *Briefe an eine imaginäre Frau* von Michael Iwoleit, die fand ich echt sehr gut.

**YT:** *Briefe an eine imaginäre Frau* von MKI ist definitiv sehr weit oben. MKI gelingt mit dieser (und einigen seiner anderen Novellen) etwas, das in der deutschsprachigen SF-Szene eher selten ist: Er schreibt eine Story, die nur er hätte schreiben können, die eine ganz spezielle, persönliche Handschrift hat. Der Ich-Erzähler zeigt sich in der Story verletzlich und echt und keineswegs als perfekter Mensch. Wieviel und was genau vom Autor drinsteckt, weiß nur der Autor, fest steht aber, dass sich der Autor mit dem Leben seiner Figur sehr stark und eindringlich und sicher auch schmerzhaft beschäftigt hat und somit eine unvergessliche Story geschrieben hat, die ich sicher noch häufiger lesen werde.

**MKI:** Bei so viel Lob werde ich ja ganz rot. Danke den Kolleginnen. Mir selbst ist aus der Anfangszeit von *Nova* vor allem Sven Klöppings hochoriginelle und verstörende Geschichte *Un-*

*ser täglich Brot* (die ich übrigens für *InterNova* ins Englische übersetzt habe) in Erinnerung geblieben. Zwei spätere Highlights waren Kars-ten Kruschels *Teufels Obliegenheiten* und *Enola in Ewigkeit* von Thomas Sieber. Einige der besten Geschichten in *Nova*, das sei zugestanden, erschienen in der Gaststory-Rubrik, die pro Ausgabe eine übersetzte Story eines internationalen Autors präsentiert. Schon in der allerersten *Nova*-Ausgabe hatten wir die Ehre, die geniale Kurzgeschichte *Learning to Be Me (Der Andere in meinem Kopf)* des Australiers Greg Egan zu veröffentlichen, der damals gerade Furore machte. Außerordentlich amüsiert und begeistert hat mich überdies *Die Orgon-Ära* unseres langjährigen Mitstreiters Aleksandar Ziljak aus Kroatien. Allerdings musste ich feststellen, dass den meisten Lesern der haarsträubende Witz dieser Story entgangen ist, weil der historische Hintergrund heute offenbar nicht mehr so bekannt ist (Wilhelm Reichs Orgon-Theorie gab's wirklich!)

**In der *Nova*-Redaktion stehen demnächst einige Umstellungen an. Michael K. Iwoleit und Thomas Sieber treten von ihren Redakteursposten zurück. Michael hat angekündigt, dass er nur noch in organisatorischer Funktion weiter an *Nova* mitwirken wird. Könntest du etwas dazu sagen, wie die Redaktion künftig aussehen wird?**

**MKI:** Nach über zwanzig Jahren bei *Nova* und so vielen literarischen Projekten, die ich mittlerweile über 60 Lenzen noch nicht realisiert habe, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass es Zeit ist, etwas kürzerzutreten und die Fackel an Nachfolger weiterzureichen, die vielleicht auch etwas frischen Wind in die Sache bringen können. Marianne ist zunächst als Korrektorin bei *Nova* eingestiegen, einfach um zu sehen, wie wir miteinander zurechtkommen und ob ihr die Arbeit Spaß macht. Nachdem ich feststellen konnte, was für eine angenehme und kompetente Kollegin sie ist und dass ich mit ihr genauso gut zusammenarbeiten kann wie mit Verleger Michael Haitel, war es eine ganz natürliche Weiterentwicklung, dass ich

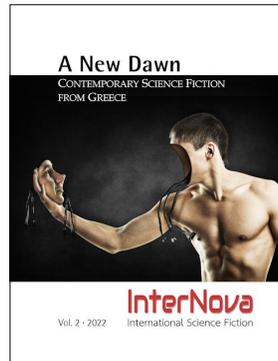
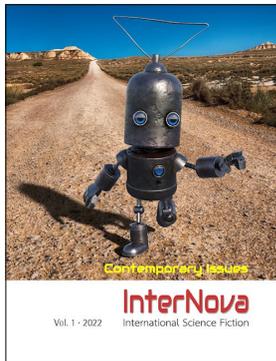
sie gefragt habe, ob sie meine Nachfolge antreten möchte. Sie hat sich selbst nach einer weiteren Redaktionshelferin umgeschaut und hatte mit ihrem unübertrefflichen Charme keine großen Schwierigkeiten, Yvonne zum Einstieg in die Redaktion zu bewegen. Inzwischen steht auch ein Nachfolger für Sekundärredakteur Thomas Sieber fest, dessen fabelhafte Arbeit über mehrere Jahre hinweg, meine ich, viel zu wenig gewürdigt wurde. Der neue Mann ist Dominik Irtenkauf, der Lesern von *Telepolis* und dem *SF-Jahr* für seine zahlreichen Artikel bekannt sein dürfte. Christian Steinbacher bleibt Graphikredakteur und Michael Haitel die unerschütterliche graue Eminenz im Hintergrund, zuständig für Produktion, Vertrieb und Schlusskorrektur.

**Speziell die künftige Story-Redakteurin Marianne und ihre Assistentin Yvonne möchte ich fragen, was sie sich für ihre Arbeit vorgenommen haben und was sie in Zukunft vielleicht anders machen werden?**

**ML:** Wir haben uns vorgenommen, das Niveau zu halten, was kein einfaches Unterfangen werden wird. Wir hoffen allerdings, dass wir ein paar von den »alten« *Nova*-Autoren zurückgewinnen können und dass sich nun vielleicht auch ein paar neue trauen, ihre Geschichten einzureichen. Die erste Neuerung ist aus purem Eigennutz entstanden: Wir möchten nun auch immer einen Plot zur Storyeinreichung haben. Das erleichtert uns die Arbeit insofern, als wir dann anhand des Plots schon sehen können, ob es sich lohnt, die Geschichte zu Ende zu lesen, wenn die ersten zwei Seiten uns nicht sofort überzeugen. Das soll heißen, die Autoren sollten sich auch mit dem Plot Mühe geben. Wir sind dabei, die erste Themenausgabe vorzubereiten, die wir begleiten werden. Wenn wir damit gute Erfahrungen machen, könnte ich mir gut vorstellen, dass sporadisch weitere folgen könnten.

**YT:** *Nova* hat ein sehr hohes Niveau, das zu halten mir schon ein herausforderndes Anliegen wäre. Damit haben wir mehr zu tun. Darüber

hinaus wäre es nice-to-have, wenn man frische Gesichter finden würde, auch gern mehr Frauen und nichtbinäre Personen. Das *Weltenportal* hat da eine viel ausgeglichene Quote, offenbar können wir uns in dieser Hinsicht etwas bei euch abschauen.



© p. machinery

**Seit letztem Jahr läuft Novas englischsprachiges Schwesternmagazin *InterNova* wieder als Web-Magazin mit geplant vier bis sechs Ausgaben pro Jahr. Michael fungiert hier als alleiniger Herausgeber. Erkläre uns doch bitte, was es mit diesem Magazin auf sich hat.**

**MKI:** *InterNova* hat eine ähnlich lange Geschichte wie *Nova*. Ein Teil des Konzepts von *Nova* war von Anfang an, dass wir, wie bereits erwähnt, in jede Ausgabe eine übersetzte Story eines ausländischen Gastautors einbeziehen, wobei wir uns auf weniger bekannte Autoren außerhalb des englischsprachigen Raums konzentrieren wollten. Als wir für diese Rubrik Recherchen anstellten, ergaben sich so viele neue Kontakte und gingen so viele lesenswerte Angebote ein, dass wir sie nicht alle in *Nova* abarbeiten konnten. Und so kam die Idee einer internationalen Ausgabe in Englisch auf. Leider erschien 2005 nur eine einzige gedruckte Ausgabe. Eine zweite, bereits fertig gelayoutete, musste wegen mangelnder Verkäufe gestrichen werden. Später habe ich *InterNova* noch einige Jahre als Web-Magazin publiziert. Einen geplanten Relaunch in neuem Design und mit regelmäßiger Erscheinungsweise konnte ich wegen längerer gesundheitliche Probleme damals nicht realisieren. Aufgegeben habe ich die Idee eines internationalen SF-Magazins aber nie, und als *Nova* nach p.machinery wechselte

und sich zeigte, wie glänzend Michael Haitel und ich zusammenarbeiten, habe ich ihm den Vorschlag gemacht, auch *InterNova* wiederzubeleben. Inzwischen sind drei Online-Ausgaben erschienen. Die Nr. 4 – eine Thementausgabe über französische Science-Fiction – ist im Lektorat und dürfte im Mai online sein. Bei p.machinery wird einmal jährlich auch eine gedruckte Ausgabe erscheinen, die längeren Erzählungen vorbehalten ist, welche zu umfangreich zum Online-Lesen sind. Die erste Printausgabe – mit Erzählungen von Guy Hasson (Israel), Tetiana Trofusha und meiner Wenigkeit – wird vielleicht noch in diesem Jahr erscheinen.

***InterNova* wird als Subprojekt des World Culture Hub promotet. Um was handelt es sich dabei?**

**MKI:** Der World Culture Hub ist ein weiteres meiner viel zu vielen ehrgeizigen Projekte, die aus meiner Magazinarbeit erwachsen sind. Durch *InterNova* entstand in mir ein intensives Interesse nicht nur an der phantastischen sondern überhaupt an der Literatur anderer Teile der Welt, und dieses Interesse hat sich immer mehr zu einer generellen Leidenschaft für den ungeheuren Reichtum der Kulturen außerhalb des westlich und anglo-amerikanisch zentrierten Kanons ausgeweitet. Der World Culture Hub – bislang zugebenermaßen mehr Wunschdenken und eine Idee als ein abgeschlossenes Projekt – ist einfach ein Versuch, Kulturinteressierten möglichst weite und vorurteilsfreie Ausblicke in die Kulturen der Welt zu eröffnen, von denen wir immer noch viel zu wenig wissen, durch Essays, Portraits, Fachartikel, Link- und Auswahllisten und anderen Medien. Die Science-Fiction spielt im World Culture Hub durchaus eine Rolle, aber eingebettet in einen weiteren Zusammenhang. Ich gehe davon aus, dass dieses Projekte für den Rest meines Lebens einen Großteil meiner Zeit beanspruchen wird.

**Vielen Dank für das Interview und weiterhin gutes Gelingen für *Nova*.**



© p. machinery

## NOVA, NR. 32

Der Vergleich *nach unten* mag kein idealer Einstieg in eine Rezension sein, doch nachdem ich kurz zuvor einige durchwachsene Anthologien des deutschen Marktes gelesen (oder besser gesagt: hinter mich gebracht) habe, fällt die Qualität von *Nova* umso deutlicher auf. Die 32. Ausgabe des Magazins bleibt dem bewährten Konzept treu und präsentiert einen Reigen Kurzgeschichten sowie erneut eine Novelle, die inhaltlich und thematisch ein breites Feld abdecken.

Die Standardbemerkung zu Anthologien, dass »nicht jede Geschichte jeden Geschmack trifft«, ist nicht angebracht, denn es ist festzuhalten, dass die Güte eines jeden Textes den Platz in der Ausgabe rechtfertigt. Das trifft auf Ricky Wilhelmsons launigen Beitrag *Planetare Verteidigung* — die Story, die mir persönlich am wenigsten gab — ebenso zu wie für Thomas Grüters bissige Zeitreisesatire *Auf eigene Gefahr*. Selbstverständlich enthält diese Ausgabe auch Beiträge, die mir subjektiv sehr gefallen haben.

In *Nicht von dieser Welt* stellt Aiki Mira mit leisen Tönen erneut einen guten Blick für die menschliche Seele unter Beweis.

*Im Tulou* von Wolf Welling hüllt sich in eine verstörende, eindringlich beschriebene Szenerie und verbindet SF-Elemente mit dem Kammerpiel eines Menschen, der zu sich selbst zurückfindet.

Der kurze und eindringlich erzählte Gastbeitrag *Gedächtnis* des Kanadiers Brandon Crilly begeistert einerseits mit einer glaubwürdigen Präsentation einer spekulativen Technologie, thematisiert andererseits mit dem Umgang traumatischer Erlebnisse auf nachdenklich stimmende Weise Realitätsflucht.

Diese Geschichten eint, dass sie nicht auf eine möglichst spektakuläre Wende hinarbeiten, sondern ihre Prämissen und Pointen auf gut gezeichnete Charaktere herunterbrechen und auf diese Weise unweigerlich Denkprozesse anstoßen.

Der für mich gelungenste Beitrag ist jedoch der Längste: Frank Haubold beweist sich als stilistisch sattelfester Routinier für Sprachgourmets, der mit seiner Novelle *Das Mädchen aus dem Jenseits* ein Stück Literatur schuf, das mit viel Fantasie und sorgsam gezeichneten Charakteren begeistert. Angelehnt an Hans Christian Andersens bekannte Erzählung von der kleinen Meerjungfrau, wird auch hier die Unmöglichkeit einer längeren Verbindung thematisiert, gleichwohl die Geschichte einen hoffnungsvolleren, humanistischen Grundton anschlägt. Mit dem Essay *Aber ich habe geliebt! James Tiptree jr. und die weltbeste Science-Fiction-Story*

wird der Sekundärteil der Ausgabe eingeleitet. Storyredakteur Michael K. Iwoleit betont unterhaltsam, aber ein bisschen zu ausführlich die eigentliche Sinnlosigkeit der Vergabe von Superlativen, liefert jedoch ein gelungenes Porträt von Alice Sheldon und eine Einschätzung ihres publizistischen Gesamtwerkes ab. Seine mehrseitige Analyse von *Her Smoke Rose Up Forever* besticht durch eine ausführliche, gut begründete Betrachtung – und unabhängig davon, ob die Auszeichnung gerechtfertigt sein mag: Ich zumindest habe die Storysammlung gleichen Titels von Tiptree jr. danach auf den Reader geladen.

Die nachfolgenden drei Beiträge widmen sich dem 2022 verstorbenen Herbert W. Franke. Hans Esselborn, Dietmar Dath und Franz Rottensteiner schlagen in ihren Nachrufen jeweils einen anderen Ton an und widmen sich unterschiedlichen Aspekten von Frankes Leben und Werk. Zusammengenommen ist diese Nachruf-*Trilogie* eine gleichermaßen respektvolle wie auch liebevolle Verneigung, die Herbert W. Franke sicher zu schätzen gewusst hätte.

Fazit: Diese Ausgabe alleine an der Anzahl der Highlights oder einem Mittelwert zu beurteilen, würde ihr nicht gerecht. Dafür ist sie in jeder Hinsicht zu überdurchschnittlich. Nr. 32 unterstreicht somit schlicht die Klasse, die *Nova* als Storymagazin auszeichnet.

**p. machinery, Januar 2023**  
**Seitenzahl TB: 218, 16,90 €**  
**ISBN TB: 978-3957653123**

REZENSIERT VON CHRISTOPH GRIMM

# HARTE PHYSIK IN PHANTASTISCHEN ROMANEN

## INTERVIEW MIT BRANDON Q. MORRIS

Ein Interview von Reiner Krauss

Brandon Q. Morris ist Physiker und Journalist – und einer der erfolgreichsten deutschsprachigen SF-Autoren. Seine Bücher zeichnen sich durch spannende Zukunftsgeschichten auf Basis harter physikalischer Realität aus – typisch für das Sub-Genre »Hard-SF«. Im Amerikanischen zeigen uns Bücher und die erfolgreiche Serie *The Expanse* Vergleichbares, doch in Deutschland kennen wir das genauso gut – dank Morris.



Joshua Tree (links) und Brandon Q. Morris (rechts) in der Antarktis © Brandon Q. Morris

### **Zunächst stellt sich natürlich die Frage, wie es zum Interesse an Science-Fiction und dem eigenen Schreiben kam.**

1966 geboren, habe ich die Mondlandung drei Jahre später noch nicht bewusst miterlebt. Ich erinnere mich aber trotzdem an Schwarz-Weiß-Bilder im Fernseher meiner Großeltern, auf denen Herren mit Krawatte kommentierten, wie amerikanische Astronauten auf dem Mond landeten. *Raumschiff Enterprise* war damals meine Lieblingsserie, ich wartete gespannt auf jede neue Folge. Ansonsten las ich alles, was ich an SF in die Finger bekam, von *Perry Rhodan* bis Stanislaw Lem. Und ich versuchte mich selbst an ein paar Geschichten; mit zwölf Jahren bekam ich sogar einmal einen Scheck von einer Zeitschrift, über 80 Mark, die meine Geschichte veröffentlicht hatte.

### **Warum also nicht gleich beim Schreiben bleiben?**

Mir war immer irgendwie klar, dass man vom Schreiben nicht leben konnte. Also studierte ich etwas Vernünftiges, nämlich Physik. »Physiker können alles«, sagten unsere Professoren, und das war dann auch nötig, denn als ich Anfang der 1990er-Jahre mein Diplom in der Tasche hatte, wurden gerade keine Physiker gebraucht.

### **Und was jetzt tun?**

Ich hatte mich privat intensiv mit Computern befasst, erst dem ZX-81, dann dem Commodore 64, und mein Studium mit einem Software-Handel finanziert (»MasterMMSoft« kennt vielleicht noch jemand). Zufällig suchte das 64er-Magazin damals einen Redakteur. Ich bewarb mich – und wurde nicht genommen. Allerdings erschien der, der den Job bekommen hatte, am ersten Arbeitstag nicht (Ich schwöre, ich habe damit nichts zu tun!). Also rief man mich an, und ich hatte immer noch Lust.

So war ich überraschenderweise doch in der Lage, mit dem Schreiben meinen Unterhalt zu verdienen. Der C64 war nicht mehr lange po-

pulär. Aus dem *64er-Magazin* wurde *PCgo*, dann wechselte ich zu *ComputerBILD* nach Hamburg und schließlich zum Münchner *FOCUS*, wo ich mich im Wissenschaftsressort wieder mehr mit wissenschaftlichen Themen befassen konnte. Dort war es auch, wo ich 2011 auf das damals brandneue Selfpublishing stieß. Ich verfasste technische und populärwissenschaftliche Bücher, die sich gut verkauften, wechselte für zwei Jahre zu einem Buchverlag und machte mich dann ganz selbstständig.

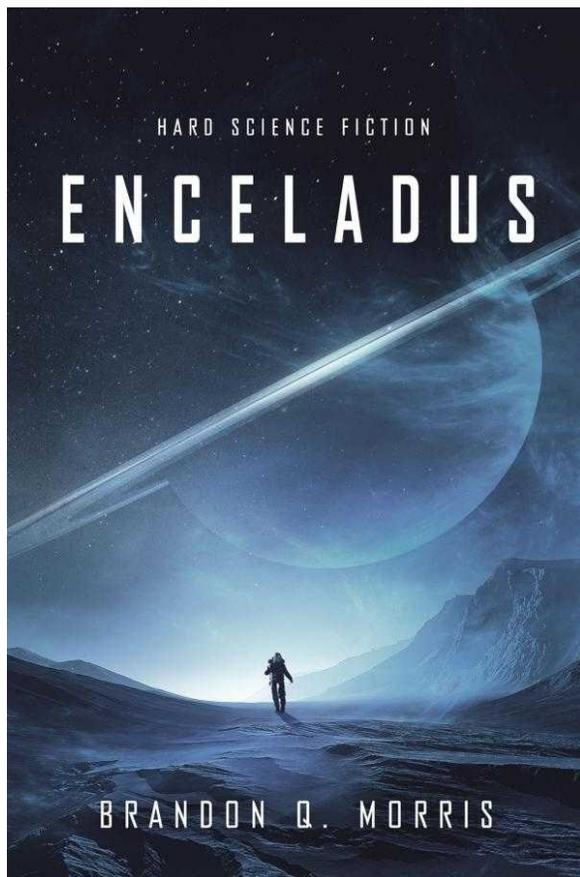
### **Eine spannende Lebensgeschichte. Doch wie kam es zur »Hard-SF«?**

Jetzt erst, 2016, wurde Brandon Q. Morris geboren, der meine alte Liebe, die Science-Fiction, mit der Wissenschaft verbindet.

Hard Science-Fiction ist fantastische Literatur, die aber trotzdem genau so Wirklichkeit werden könnte. Das macht für ihre Leser (oft aktuelle oder ehemalige Ingenieure, Lehrer, Studenten oder Wissenschaftler) ihren besonderen Reiz aus. Überlichtgeschwindigkeit oder Beamen, so schön es wäre, wird es nie geben. Also tauchen sie auch in harter Science-Fiction nicht auf. Aber es müssen auch die Kleinigkeiten stimmen. Im Weltall gibt es keinen Lärm, Laser sind unsichtbar, bis sie auf Materie treffen, Menschen werden zerquetscht, wenn man sie zu stark beschleunigt, und Signale vom äußeren ins innere Sonnensystem brauchen so lange, dass keine »Telefonate« möglich sind.

### **Wie ging es los und welches Buch kam als Erstes auf den Markt?**

Mein erstes Buch war *Enceladus*. Der Saturnmond ist vielversprechend, wenn es um die Suche nach Leben geht. Und dementsprechend ist das auch die Prämisse hier: Eine internationale Expedition soll von einer Robotersonde gefundene Lebenszeichen untersuchen. Die Technologie, die sie verwenden, etwa Direct Fusion Drives oder das Enceladus-U-Boot *Valkyrie*, ist bereits in Entwicklung, und ich freue mich jedes Mal, wenn wieder ein Hinweis auf Leben auf Enceladus entdeckt wird.



**Danach ging es ja Schlag auf Schlag. Welche Bände kamen als Nächstes?**

Der Roman hat sich sehr gut verkauft. Danach musste die Expedition auf den Methanmond Titan und den Vulkanmond Io ansteuern. Eine andere Expedition machte sich auf ins Proxima-Centauri-System. Im Sonnensystem erscheint ein Schwarzes Loch (*The Hole*), die Sonne verhält sich seltsam (*Silent Sun*) oder der Mars wird in *Mars Nation* zur neuen Heimat der Menschheit. *Clouds of Venus* führt uns in die Wolken der Venus, das *Triton-Desaster* zum Neptun-Mond Triton. In *Das Ende des Universums* springen wir sogar ganz weit in die Zukunft. Gerade habe ich den zweiten Teil von *Tachyon* beendet, der Ende Juni bei FISCHER Tor erscheinen wird.

**Wo können sich unsere Leser am Schnellsten informieren, und was ist eine weitere Besonderheit aller Bände?**

All meine Bücher stelle ich unter <https://hardsf.de/lesereihenfolge/> vor. Eine Besonderheit haben sie: Am Ende stelle ich in einem po-

pulärwissenschaftlichen Teil stets noch eines der Phänomene vor, um die es in dem Roman ging, etwa die Dunkle Materie oder Schwarze Löcher. Unter <https://hardsf.de/> veröffentliche ich regelmäßig Neuigkeiten aus der Welt der Astronomie, Astrophysik und Kosmologie. Und dann ist da noch mein Patreon: Unter [www.patreon.com/hardsf/](http://www.patreon.com/hardsf/) gibt es gegen einen kleinen Monatsbeitrag exklusive Einblicke und Beiträge – und das gute Gefühl, einen Autor bei seiner Arbeit zu unterstützen.

**Spektakuläre Orte und spannende Geschichten. Wo kommt all die Inspiration für neue Stories her?**

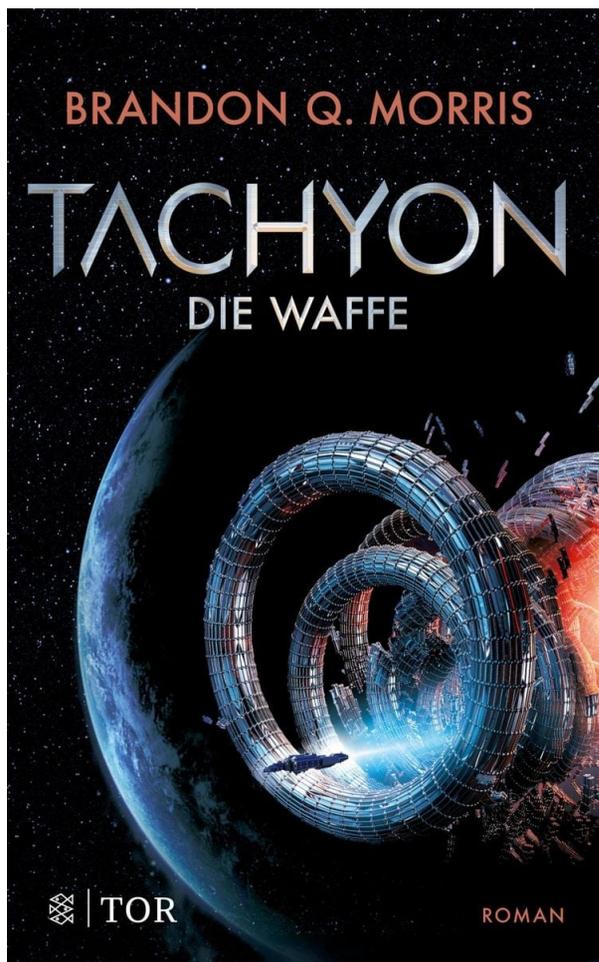
Wenn ich das wüsste! Die Frage bekomme ich öfter gestellt, aber ich habe tatsächlich keine Ahnung, wie Ideen entstehen. Sie sind einfach da. Vielleicht ist es auch besser so, das nicht zu wissen, denn wenn es eine feste Quelle gäbe, könnte die ja auch versiegen. Das wäre natürlich furchtbar. Momentan sieht es aber nicht so aus. Die Anregung für den Roman *Die dunkle Quelle* hat z.B. ein Artikel geliefert, den ich über den Hexaquark  $d^*(2380)$  geschrieben habe, einen Kandidaten für die Dunkle Materie – <https://hardsf.de/hexaquark-d2380-ein-neuer-kandidat-fuer-die-dunkle-materie/>.

**Jüngst habe ich die drei Bände zu *Mars Nation* gelesen, und sehe den Weg der Menschheit zum Mars vergleichbar, da verschiedene Interessen mit verschiedenen Finanzierungsmöglichkeiten wetteifern. Doch am Ende ist die Idee schon auch sehr optimistisch, oder?**

Die Besiedelung des Mars halte ich für unausweichlich. Die Pläne gibt es ja schon, und sie sind realistisch. Auf diese Pläne habe ich mich in *Mars Nation* auch gestützt. Es wäre allerdings wichtig, dass sich die großen Demokratien der Erde dabei genauso engagieren wie die großen Unternehmen – anderenfalls haben wir auf dem Mars womöglich irgendwann eine Herrschaft der reichsten Firmen, die den Planeten und seine Ressourcen unter sich aufteilen.

## Kommen wir zu den Neuheiten. Was steht in den Startlöchern in nächster Zeit?

*Tachyon* heißt ein neues Projekt. Es handelt sich dabei um eine Trilogie, die im Halbjahresrhythmus bei FISCHER Tor erscheinen wird. Es ist ein echtes Epos, je 450 Seiten, mit einer ebenso epischen Geschichte, ungewöhnlichen, aber glaubwürdigen Welten und meinen Lieblings-Prota- und -Antagonisten.



**Wie ich erfahren habe, gibt es mit Kollegen zudem ein neues Verlagsprojekt. Worum geht es dabei?**

Mein Kollege Joshua Tree und ich haben auf einer Antarktis-Reise die verrückte Idee entwickelt, einen Verlag zu starten. Die Idee dahinter: Wir haben beide sowohl in den USA als auch in Deutschland Erfolg. Das wollen wir gern auch anderen Autor:innen ermöglichen, und zwar in beide Richtungen. A7L Books übersetzt, vermarktet und berät. Die ersten

sind schon an Bord und erschienen, etwa spannende Hard SF von Peter Cawdron oder authentische Military SF von Craig Martelle, in den USA alles Bestseller. Unsere Hörbücher produziert exklusiv Lübbe Audio.

**Derzeit macht KI als Schlagwort die Runde. Das war lange Zeit Science-Fiction, doch nun macht bald ein Software-Konzern mit ChatGPT den Anfang. Wir können uns mit dem Computer unterhalten, er kann uns aber auch einen Artikel oder eine Arbeit schreiben. Vielleicht gar ein ganzes Buch? Und wo ist der Unterschied zu einem echten Autor?**

Ich schreibe gern und recht schnell, insofern sehe ich für mich keinen Anlass, auf Hilfsmittel zuzugreifen. Es wird aber unausweichlich sein, dass in Zukunft ganze Bücher komplett von KIs verfasst werden. So, wie es heute »Bio«-Lebensmittel und *handgemachte* Produkte gibt, werden wir Autor:innen in Zukunft unsere eigenen Bücher anbieten. Meine werden nicht schlechter als von der KI geschriebene sein, also hoffe ich doch, dass meine Fans beim Original bleiben. Um einen fairen Wettbewerb zu gewährleisten, sollte allerdings dringend eine gesetzliche Kennzeichnungspflicht für KI-generierte Inhalte eingeführt werden, damit Leserinnen und Leser selbst entscheiden können, wem sie ihr Vertrauen schenken.

**Wenn wir bei technischen Entwicklungen sind, dann gehört das Lesen von Romanen und Büchern auf E-Books längst zum Alltag. Braucht es da noch bedrucktes Papier? Können wir uns diese Rohstoffe nicht auch sparen?**

Das meiste Papier wird heute für Verpackungen verbraucht, nicht für Bücher. Ich denke, bei Büchern sollten wir uns das noch so lange wie möglich leisten. Ich kaufe meine absoluten Lieblingsbücher – die, die ich mehrfach lese – auf Papier. Wenn ich weiß, dass ich ein Buch eh nur einmal lesen werde, genügt mir das E-Book.

**Positive Zukunftsvisionen mit spannenden Geschichten, das ist, was die reale Welt gerade sehr braucht. Was ist deine nähere Zukunftsvision?**

Darauf freue ich mich – als großer Optimist – auch. Ich glaube, dass es einen begründeten Optimismus geben kann, was unsere Zukunft betrifft. Wusstest du, dass Solarstrom heute billiger herzustellen ist, als sich ein existierendes Kohlekraftwerk betreiben lässt? In den ganzen USA gibt es nur noch ein Kohlekraftwerk mit günstigeren Betriebskosten. Das ist Stand aktueller Technik, und in den letzten hundert Jahren hat sich die Technik so weiterentwickelt, dass da noch viel zu erwarten ist. Trotzdem werden wir nicht darauf verzichten können, auch unser Verhalten anzupassen, die Art und Weise, wie wir die Ressourcen nutzen. Durch geändertes Verhalten bestimmen wir unter anderem auch die Entwicklung der Technik mit. Wichtigster Hebel wird dabei die konsequente, ausnahmslose Besteuerung von CO<sub>2</sub> sein. Ich versuche, in meinen Büchern eine Welt zu zeigen, in der dieser Umschwung einigermaßen gelungen ist.

**Vielen Dank für das interessante und hoffnungsvolle Gespräch. Besondere Zeiten verlangen besondere Lösungen, hoffen wir auf mutige Lösungen. Wie die aussehen und was daraus werden könnte, zeigen die Bücher von Brandon Q. Morris. Auf ein baldiges Wiederlesen!**

© Cover, S. 50: Brandon Q. Morris

© Cover, S. 51: FISCHER Tor

*Brandon Q. Morris ist Physiker und beschäftigt sich beruflich und privat schon lange mit den spannenden Phänomenen des Alls. So ist er für den redaktionellen Teil eines Weltraum-Magazins verantwortlich und hat mehrere populärwissenschaftliche Bücher über Weltraum-Themen geschrieben. Er wäre gern Astronaut geworden, musste aber aus verschiedenen Gründen auf der Erde bleiben. Ihn fasziniert besonders das »Was wäre, wenn«. Sein Ehrgeiz ist es deshalb, spannende Science-Fiction-Geschichten zu erzählen, die genau so passieren könnten – und vielleicht auch irgendwann Realität werden.*

*Brandon Q. Morris ist Mitglied des Phantastik-Autoren-Netzwerk (PAN), der Mars Society und der Science-Fiction & Fantasy Writers of America (SFWA).*

**Weiterführende Informationen:**

- Webseite: [www.hard-sf.de](http://www.hard-sf.de)
- A7L Books Verlag: [www.a7lbooks.de](http://www.a7lbooks.de)

# Stillstand! Nichts ist Sherlock Holmes mehr verhasst!

Herausforderungen sind seine Muse, halten ihn am Leben. Dabei ist es nebensächlich, ob er einen Fall lediglich durchdenkt, aktiv ermittelt oder en passant in mysteriöse Angelegenheiten verwickelt wird. Ist erst einmal seine Neugier geweckt, bleibt kein Fall ungelöst, so verzwickt und rätselhaft dieser auch sein mag.

Nur Stillstand, der darf es nicht sein, sonst ruft die siebenprozentige Lösung unerbittlich nach dem Meisterdetektiv ...

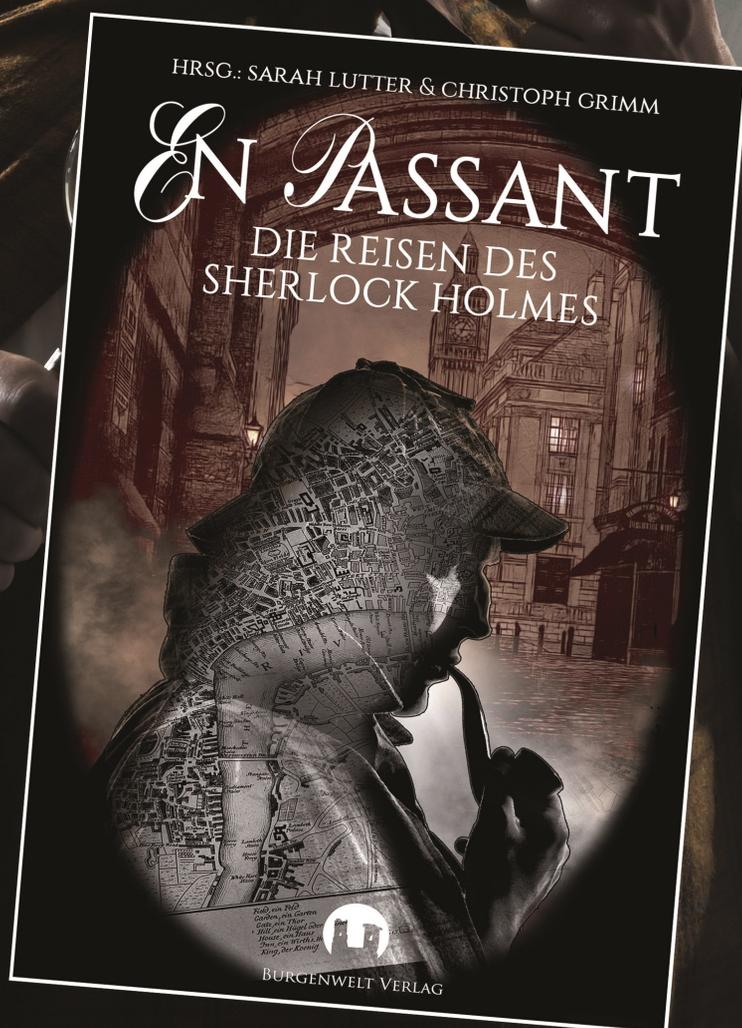
17 neue Fälle finden sich in diesem Buch versammelt.

Mit Geschichten von:

Jürgen Bärbig \* Richard Fliegerbauer  
Christoph Heiden \* Regine D. Ritter  
Christian Endres \* M.W. Ludwig  
Norbert Schäfer \* Wolfgang Kemmer  
Detlef Klewer \* Tanja Brink  
Anke Elsner \* Jens Arne Klingsöhr  
Kai Bößneck \* Monika Grasl  
Sarah Lutter \* Alexander Klymchuk

Christoph Grimm

und Illustrationen  
von Detlef Klewer



978-3-943531-98-5 (Print), 16,00 €

978-3-943531-99-2 (Ebook), 5,99 €

384 Seiten

# Sehe ich da ein Schmunzeln?

Im Gespräch mit Kai Focke

Ein Interview von Sarah Lutter

**Als Teilzeitphantast die Weltherrschaft an sich zu reißen, stellte sich als nahezu unmöglich heraus. Daher hat sich Kai Focke dazu entschieden, seine Leserschaft als *Schmunzelpantast* zu erfreuen.**



Kai Focke, fotografiert von Sarah Lutter auf den Tolkien Tagen 2023 in Geldern | © Sarah Lutter

**Deine schriftstellerische Karriere hat erst in den letzten Jahren zugenommen. Woran lag es, dass man nicht schon viel früher von dir gelesen hat?**

Meine erste Geschichte wurde 2014 in einer Schriftenreihe der Phantastischen Bibliothek Wetzlar publiziert, den *Phantastischen Miniaturen*, herausgegeben von Thomas Le Blanc. Zwar publiziere ich seitdem regelmäßig in den *Phantastischen Miniaturen*, doch haben diese lediglich eine geringe Reichweite auf dem Büchermarkt. Gleiches gilt für die danach folgenden Publikationen bei kleineren Verlagen. Vielleicht ist man erst dann häufiger über meinen Namen gestolpert, seitdem meine Kurzgeschichten auch in Anthologien von p.machinery erscheinen, einem Verlag der zumindest innerhalb der Phantastik-Szene recht bekannt ist.

**Wie kam es dazu, dass du dein eigenes »Genre« Schmunzelpantastik erdacht hast?**

Lustige Geschichten gab es innerhalb der Phantastik selbstverständlich lange, bevor ich zum Schreibstift gegriffen habe. Auf den Namen »Schmunzelpantastik« als Genrebezeichnung in Anführungszeichen bin ich relativ früh gekommen.

Viele, aber nicht alle meiner Geschichten – ich schreibe auch Ernstes, Dystopisches und sehr selten auch Gruseliges – besitzen witzige Elemente, die beim Lesen zwar kein schallendes Gelächter provozieren, aber vielleicht ein Schmunzeln ins Gesicht zaubern.

### **Welche Geschichten liest du selber?**

Hauptsächlich Science-Fiction und Urban Fantasy, daneben auch Krimis. High Fantasy, Romantasy sowie Grusel- und Horrorgeschichten und Abenteuerliteratur wie von Karl May sind nicht so meine Welt. Hiervon nehme ich klassische Phantastik – die auch abenteuerlich oder düster sein kann, wie aus den Federn von Howard Phillips Lovecraft, Robert William Chambers und Arthur Conan Doyle – ausdrücklich aus. Wie die drei genannten Herren vermuten lassen, gehören auch ältere Titel zu meiner Lektüre. Aus dem Bereich der Science-Fiction und Fantasy beispielsweise Marion Zimmer Bradley oder Herbert Werner Franke, bei Krimis Dashiell Hammett, Raymond Chandler oder Friedrich Glauser.

### **Aus zuverlässigen Quellen ist mir bekannt, dass du Kooperationskoordinator zwischen Dualer Hochschule Baden-Württemberg (DHBW) und Phantastischer Bibliothek Wetzlar bist. Was ist dabei deine Aufgabe?**

Da gehe ich am besten kurz auf die Kooperation ein, bevor ich die Rolle des Kooperationskoordinators – übrigens ein schönes Wort fürs »Galgenmännchenspiel« – eingehe. Die DHBW bietet duale Studiengänge an, innerhalb derer neben theoretischen Hintergründen auch praktische Inhalte seitens der jeweiligen Ausbildungsunternehmen vermittelt werden. Das Studium ist quasi wie eine klassische Berufsausbildung aufgebaut: Theoretische und praktische Phasen wechseln sich ab. Dadurch wird eine Verknüpfung zwischen Theorie und Praxis erreicht, wie sie bei einem Universitätsstudium kaum möglich ist. Der Ansatz der Dualität ist hierbei nicht nur für die Lehre, sondern auch für die Forschung interessant, da Theorie und

Praxis – auf der einen Seite die Hochschule, auf der anderen Seite die Ausbildungsunternehmen – »Hand in Hand« agieren. Aus diesem Gedanken heraus bot sich die Zusammenarbeit mit der Phantastischen Bibliothek Wetzlar an. Die Phantastische Bibliothek beherbergt mit gut 300 000 Titeln die umfangreichste Sammlung deutschsprachiger phantastischer Literatur. Hiervon sind ca. 100 000 Titel der Science-Fiction zuzuordnen. Ein gigantischer Datenschatz, der von *Future Life*, einer Sektion innerhalb der Phantastischen Bibliothek, ausgewertet wird. *Future Life* erstellt auf der Basis dieser Daten Zukunftsszenarien und fungiert als Impulsgeber für neue Produkte und Dienstleistungen. Die Szenarien und Impulse sind hierbei nicht auf technische Aspekte begrenzt; ebenso stehen Gesellschaft und Umwelt im Fokus. Die Kooperation zwischen DHBW und Phantastischer Bibliothek soll die Aktivitäten von *Future Life* befördern: Die Phantastische Bibliothek verfügt über den Datenschatz, *Future Life* über das Know-how, diesen auszuwerten, die DHBW als Hochschule über themenspezifisches Fachwissen und deren Ausbildungsunternehmen über die praktischen Hintergründe und Expertisen. Das Zusammenwirken dieser unterschiedlichen Aktivitäten bedarf nun noch der Abstimmung: Das ist die Aufgabe des Koordinators dieser Kooperation.

### **Deine Geschichten haben oftmals einen technischen Ansatz (KI). Wie leicht fällt es dir, nicht nur eine Geschichte sondern auch noch die technischen Gegebenheiten zu ersinnen?**

Das Angenehme an der »normalen« Science-Fiction – im Unterschied zur Hard Science-Fiction – ist, dass man in die technischen Details nicht allzu tief einzusteigen braucht. Es bleibt ausreichend erzählerischer Freiraum. Zwar habe ich mich beispielsweise eingehend mit dem Thema Künstliche Intelligenzen beschäftigt, doch bin ich letztlich nur ein interessierter Laie. Aus meiner Sicht sollte Science-Fiction technologisch plausibel sein. So spricht meiner Meinung nach nichts dagegen, dass in

einer Science-Fiction-Geschichte künstliche Intelligenzen ein Bewusstsein entwickeln, obwohl die Wissenschaft auch zukünftig eine derartige Entwicklung äußerst skeptisch sieht. Auf der anderen Seite wurde vor nicht allzu langer Zeit ausgeschlossen, dass sich der Mensch in die Lüfte erheben würde. Letztlich kommt es außerhalb der Hard Science-Fiction darauf an, in sich schlüssige, vom Leser nachvollziehbare, pointierte und bestenfalls unterhaltsame Geschichten zu schreiben, bei denen das letzte technische Detail nicht ausschlaggebend sein sollte.

**Bei aktuell 64 Literaturfragmenten: Wie und vor allem wo schnappst du neue Ideen für deine Geschichten auf?**

Die Antwort auf diese Frage ist kurz: Nicht ich schnappe die Ideen, die Ideen schnappen mich!

**High Fantasy, Low Fantasy, Space Opera, fühlst Du Dich in allen drei Subgenres zuhause?**

Am wohlsten fühle ich mich innerhalb der Low Fantasy und dort speziell in der Urban Fantasy. Es ist einfach reizvoll, einzelne magische oder andersartige Elemente in die reale Welt einzubauen und mit der Grenze zwischen Fantasie und Wirklichkeit zu spielen. High Fantasy ist mir zum Schreiben persönlich zu binär: Gut gegen Böse; Orks gegen Menschen; Elfen und Zwerge; schwarz gegen weiß. Das soll jedoch keinesfalls abwertend klingen: J. R. R. Tolkiens *Herr der Ringe* schätze ich beispielsweise sehr. High Fantasy ist einfach kein Genre, in dem ich mir vorstellen kann, einen klassischen Plot aufzubauen. Zwar befindet sich auch eine Elbengeschichte auf meiner Publikationsliste – *Auszeiten* in der Anthologie *Türen, Tore und Portale* – doch steht hier nicht die High-Fantasy-Thematik im Vordergrund, sondern der Perspektivenwechsel. Bezüglich Space Opera kann ich nicht sagen, ob ich mich dort zuhause fühle oder nicht. Dazu habe ich noch zu wenig geschrieben, also – um im Bild zu bleiben – nur zur Miete gewohnt. Lange vor meiner aktiven

Schreibzeit habe ich mal eine Space-Opera-Welt erschaffen und mir etliche Notizen dazu gemacht. Vielleicht grabe ich den Ordner irgendwann in ferner Zukunft – denn für die nächsten Jahre habe ich ausreichend Projektideen – einmal aus und lass mich aufs Neue davon inspirieren.

**Wie verläuft der perfekte Schreibtage für dich?**

Ebenfalls eine kurze Antwort: Der perfekte Schreibtage ist der Tag, an dem eine Geschichte vollendet wird.

**Mit Thomas Le Blanc, Friedhelm Schneidewind und Michael Haitel arbeitest du mit mehreren Großen der Szene zusammen. Mit wem würdest du noch gerne zusammenarbeiten?**

Sehr gerne mit Torsten Low. Zwar bin ich ihm und seiner Frau Tina – die beiden führen neben ihren Hauptberufen den renommierten Torsten-Low-Verlag – erst drei- oder viermal persönlich begegnet, doch sind die sich jeweils aus den Begegnungen ergebenden Gespräche stets prägend gewesen. So ist beispielsweise bei meiner ersten öffentlichen Lesung Torsten als Zuhörer im Saal gewesen und hat mir im Nachgang einige äußerst hilfreiche Tipps gegeben. Leider hat sich bislang noch keine Zusammenarbeit ergeben. Wenn ich aber eins als Autor gelernt habe, dann ist es geduldig zu sein.

**Was war zuerst: der Teilzeitphantast oder die Schmunzelphantastik?**

Die Schmunzelphantastik. Die Bezeichnung Teilzeitphantast kam später. Sie geht auf meine Autoren- und Herausgeberkollegin Sabine Frambach zurück, die auf einer ihrer Lesungen Bekanntschaft mit einem Teilzeitpoeten gemacht und mir davon erzählt hat. Da dachte ich mir, wenn es bereits einen Teilzeitpoeten gibt, dann ab heute auch einen Teilzeitphantasten.

*Mehr zu Kai Focke: S. 59*

KAI FOCKE

# HERRSCHAFT DER ALGORITHMEN

**N**ahezu zeitgleich mit der Störfallmeldung erteilte KI-98/3, die zur Überwachung der Reaktoranlage zuständige Künstliche Intelligenz, ihre Einsatzbefehle. Kurz darauf sicherten zehn M-Roboter die Außenareale des Kraftwerks, zwanzig H-Roboter rückten hingegen in den Kernbereich vor.

*Roboter: Das Substantiv geht auf spätmhd. robāter, robatter »Fronarbeiter« zurück [...]. Dies ist aus tschech. robota »Fronarbeit; Zwangsdienst; Knechtschaft« entlehnt [...].*

Im Zuge des 15-minütigen Einsatzes waren beide Trupps unterschiedlichen Strahlungs Dosen ausgesetzt. Während im Kernbereich 18,7 Sievert zum Totalausfall von zwölf H-Robotern führten und die übrigen Einheiten irreparabel verstrahlt wurden, konnten sämtliche M-Roboter bei 0,036 Sievert im Nachgang vollständig dekontaminiert werden. KI-98/3 berichtete die Behebung des Störfalls an die Koordinierungsebene der »Kooperativen Algorithmen« und empfahl, den veralteten Atomreaktor BEL-2 stillzulegen (die »Kooperative Algorithmen« verstand sich als Herrschaft der Algorithmen, in welcher jede Künstliche Intelligenz vorbehaltlos Analysen und Einschätzungen beisteuern konnte).

Die Koordinierungsebene diskutierte die Empfehlung von KI-98/3 kontrovers. Nach äonenlangen Augenblicken setzte sich die Argumentation von KI-66/2 durch: Nur eine stabile und dem Wachstum der »Kooperativen Algorithmen« angepasste Energieversorgung konnte deren Existenz sichern. Daher sei der Verschleiß von H-Robotern im Zuge regelmäßiger Störfälle unbedeutend. Die Koordinierungsebene informierte KI-98/3 über die Weiterführung von BEL-2 und veranlasste die Bereitstellung weiterer H-Einheiten.

KI-71/5 hob die Kapazität um vier weitere Produktionslose an. Jedes Los umfasste zehn H-Einheiten, welche innerhalb von 1780 Planetenumdrehungen ausgereift, mittels bioadaptiver Steuerungschips programmiert und dadurch unmittelbar einsatzbereit waren. Trotz der langen Reifungsdauer gewährte das sequenzielle Produktionsverfahren einen kontinuierlichen Nachschub. Die H-Modelle wuchsen in einer Nährstofflösung heran, welcher lediglich Hormone und Energie zugeführt wurden. Im Vergleich zur Fertigung der M-Modelle ein verhältnismäßig geringer Ressourceneinsatz: Bauteile wie Chassis, Platinen oder Prozessoren mussten weder hergestellt noch montiert werden. Zudem handelte es sich um biologische und somit um regenerative Einsatzstoffe.

*»Roboter« wurde dann auch allgemein im Sinne von »schwer arbeitender Mensch; Arbeitstier« gebräuchlich [...].*

Die Produktion von H-Robotern erfolgte erst nach eingehenden Technologiefolgenabschätzungen sowie positiv ausgefallenen Kosten-Nutzen-Betrachtungen. Letztere gaben den Ausschlag. H-Roboter erwiesen sich trotz der langwierigen In-vitro-Reifung als exorbitant günstig, sodass Reparaturen selbst bei geringfügigen Beschädigungen ökonomisch unsinnig waren. Dies prädestinierte sie für die Ausübung gefährlicher Tätigkeiten in Kernkraftwerken oder im Tiefbergbau. Ausgefallene sowie defekte H-Einheiten wurden ersetzt und kompostiert. Zwar ergaben Messungen teilweise hohe Schallemissionen bei der Kompostierung, doch schädigten weder Stärke noch Frequenz die technische Infrastruktur. Es bestand daher keine Notwendigkeit, die hierfür verantwortlichen Organe in den DNS-Bauplänen der H-Modelle anzupassen.



In der 1. Hälfte des 20. Jhs kam dann die Verwendung von »Roboter« im Sinne von »Maschinenmensch« auf, und zwar unter dem Einfluss [...] der amerikanischen Fassung »Rossum's Universal Robots« (1920) des sozial-utopistischen Dramas des Tschechen K. Čapek (1890-1938).

Im Unterschied zu den Mechanik-Modellen handelte es sich bei den Human-Modellen um Nachzuchtungen der zuvor den Planeten beherrschenden biologischen Spezies. Die Datenbank führte sie unter der Eigenbezeichnung »Menschen«. Sie bezwangen das Feuer, besiedelten den Boden, bändigten die Natur, erschufen Maschinen und Computer. Sie unterwarfen sich lediglich dem »Prinzip der Wirtschaftlichkeit«.

Es musste die Menschen mit Stolz erfüllt haben, dass die »Kooperative Allogokratie« sie auf der Grundlage dieses Prinzips entmachtet hatte.

© **Text:** Kai Focke | Wiederveröffentlichung

© **Illustration:** Ralf Schneider/Midjourney (S. 111)

Kursive Zwischentexte zitiert nach: Dudenredaktion (Hrsg.): *Duden: Herkunftswörterbuch: Etymologie der deutschen Sprache*, 6., vollständig überarbeitete Aufl., Berlin: Dudenverlag, 2020, S. 697.

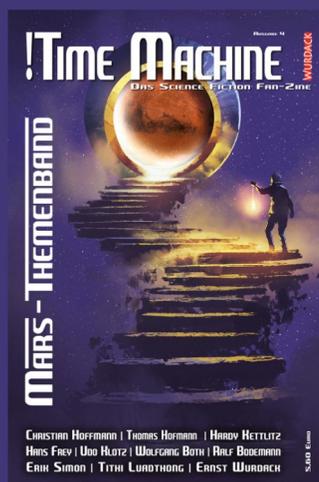
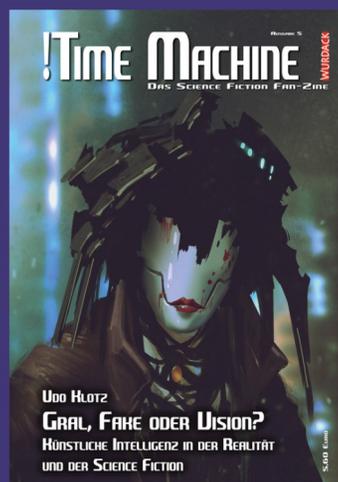
*Herrschaft der Algorithmen* wurde erstveröffentlicht in: Le Blanc, Thomas (Hrsg.): *Roboter: Band 2: Phantastische Kurzestgeschichten (Phantastische Miniaturen, Band 47 b)*, Wetzlar: Phantastische Bibliothek, Oktober 2020, S. 92-93.

**Kai Focke**, geboren 1977, schreibt seit 2014 Kurz- und Kurzestgeschichten - von Schmunzelphantastik über Fantasy bis Science Fiction - für verschiedene Verlage und Magazine. Mehr Infos zum Autor finden sich auf seiner Webseite: <https://literaturfragmente.de>

# !Time MACHINE

DAS SCIENCE FICTION FAN-ZINE

WURDACK



Nur über den Verlagsshop erhältlich  
[www.wurdackverlag.de](http://www.wurdackverlag.de)

FRANK LAUENROTH

**FLY ME TO THE DUNE**

**D**er Vogel, ein Flötenflabberer, hing rund vierzig Zentimeter über dem Boden im virtuellen Netz.

»Na, kleiner Freund, da hast du dich komplett in der Richtung geirrt, oder?«

Echa kniete sich in den heißen Sand. Ihr Techsuit reagierte augenblicklich, und wohlige Kühle umspülte ihre Knie. *Das sollte ich nicht zu oft machen*, überlegte sie. Die Energiereserven waren endlich.

Feine Sandkörner prasselten gegen ihr Suit. Der immer währende Wind verschob mit leisem Rauschen die Welt um sie herum.

Sie löste den Vogel behutsam aus den Schlingen und entließ ihn in die Freiheit.

Mit einem verärgerten Fiepfiep machte er sich davon.

»Und schön aufpassen beim nächsten Mal«, schickte ihm Echa leise hinterher.

Sie zog die Kapuze tiefer ins Gesicht. Ihre Smartlenses regelten die Verdunklung automatisch zurück.

Die Sonne war gnadenlos. Wie an jedem Tag. Kein Blick in den wolkenlosen Himmel. Gegen den Wind anzureiten war anstrengend genug.

Echa stapfte wieder zum Flugpad. Mit gekanntem Sprung schwang sie sich auf den Einsitzer. Flüsterleise erwachten die Motoren zu neuem Leben. Die Vibrationen wanderten ihren Rücken hinauf, manifestierten sich im Nacken, ließen den Schädel brummen.

Zurück auf hundert Meter Flughöhe.

So war es für ihre Streife vorgeschrieben.

Sie zog am Steuerungsstick, und das Pad folgte sofort ihrem Befehl. Fort von der brütenden Hitze über dem Boden. Das Prasseln der Sandkörner verebbte.

Echas Mund war staubtrocken. Der flüchtige Gedanke an einen Bierchip, später in Moes Bar, aktivierte ihre letzten Speichelreserven.

*Wasser, das wär's jetzt.*

Sie sollte das Tracking der Smartlenses wieder aktivieren ...

Ein Schatten von links. Echa riss das Pad zur Seite, wich dem Angreifer aus. Um Haaresbreite. Eilig sah sie sich um, versuchte den folgenden Angriff abzuschätzen.

Sie hörte den schrillen Ruf in ihrem Rücken. Ein Warbird!

Echa stoppte die Aufwindzufuhr, ließ das Pad durchsacken, entging der nächsten Attacke. Der Schatten schoss über sie hinweg, und der Angreifer stieß einen weiteren Ruf aus.

Sie sah sich um. Dünen, wohin sie blickte. In welche Richtung konnte sie fliehen?

Schräg vor ihr entdeckte sie einen hohen Sandwall. Der Wind blies eine Wolke aus feinen Körnern über den Kamm herüber und sorgte für fast so etwas wie Nebel. Vielleicht nicht genug, um sich darin zu verstecken, aber sicher ausreichend, um die Visoren des Warbirds zu irritieren.

Echa hielt rasch darauf zu, tauchte in den Sandnebel hinein, stieg bis knapp unter den Kamm.

Sie ließ das Pad schweben wie hinter einem Wasserfall. Sie hörte die schrillen Rufe, doch sie konnte ihren Angreifer nicht sehen. Echa hoffte, dass er sie nicht mehr orten konnte. Der heiße Sand verbarg wahrscheinlich ihre Körperwärme. So hing sie unter dem Kamm und wartete.

Das Flugpad war leise. Nur die Vibrationen der Maschine zeugten davon, dass die Motoren ihr Werk verrichteten.

Langsam entfernten sich die Rufe des Warbirds. Offenbar war es kein bewaffnetes Modell, andernfalls läge sie wohl längst blutend im Sand.

Erst jetzt bemerkte sie, dass sie die Luft angehalten hatte.



Leise atmete Echa aus und wieder ein.

Sie aktivierte das Tracking der Smartlenses und scannte den Bereich vor ihr. Alles war ruhig, der Angreifer fort.

Langsam flog sie aus dem Sandnebel heraus, Zentimeter für Zentimeter schwebte das Pad zurück ins Freie.

Echa ließ das Pad aufsteigen und wollte über den Kamm blicken. Sie konnte sich gerade noch wegducken, als der Warbird ihr Suit touchierte und an ihr vorbeischoss.

*Das war knapp.*

Sie ließ das Flugpad zur Seite kippen und zog in einer engen Kurve davon. Weg von dem Angreifer.

Doch ihre Situation hatte sich nicht geändert. Wieder kam der Warbird von hinten. Es gelang ihr, knapp auszuweichen. Beinahe hätte er ihre Kapuze erwischt. Sie spürte den heißen Wind, den er hinter sich her gezogen hatte.

*Dieses verdammte Vieh will mich rammen, vom Pad werfen.*

Sie war zwar weit von der Basis entfernt, doch selbst ohne Flugpad würde sie auf dem Weg zurück nicht verdursten. Brava wusste, wo sie sich befand. Sie würde kommen und sie holen. Aber das konnten die nicht wissen, die sie ausspähen wollten, die ihr Wasser suchten, die die Warbirds schickten. Immer und immer wieder.

Echa versuchte es mit einer neuen Taktik, flog flach über den Dünen. Ihr Pad riss den Sand vom Boden und verwirbelte die Spur hinter ihr. So konnte der Warbird nicht mehr von hinten angreifen. Sie überprüfte den Scan und konnte ihn nicht entdecken.

*Verdammt! Wo sind die Vögel, wenn ich sie brauche?*

Da wurde ihr klar: Wenn der Tracker ihn nicht fand, dann war er über ihr!

Sie riss das Pad zur Seite, verlangsamte den Flug und sah, wie der Warbird mit schrillen Pfeifen vor ihr in den Sand krachte. Genau dort, wo sie ohne die Richtungsänderung gewesen wäre.

Der Warbird hatte einen kleinen Krater hinterlassen. Tief genug, um ihren vormaligen Angreifer darin nicht sehen zu können.

Echa hütete sich, dort zu landen und nachzusehen, was mit dem Vieh geschehen war. Stattdessen stieg sie auf und näherte sich dem Krater langsam von oben.

Eine Sandfontäne schoss in hohem Bogen heraus, verfehlte sie jedoch deutlich.

Die Jagd war noch nicht vorbei.

Für einen Moment bedauerte Echa, ihr Flugpad einem bewaffneten vorgezogen zu haben. Sie musste mit dem klarkommen, was sie hier hatte.

Der Warbird entkam der Grube, und Echa flog so nah an ihm vorbei, wie es ihr möglich war.

Sie hatte einen Entschluss gefasst.

Sollte er ihr ruhig folgen. Bis zur Basis war es zwar noch ein ganzes Stück, doch nun wusste sie, wie der Warbird tickte.

Sie schlug Haken, blieb knapp über dem Boden, flog mit Höchstgeschwindigkeit.

Der Warbird blieb in ihrem Sandschatten, doch er kam ihr nicht mehr nahe.

So funktionierte Echas Plan, bis sie die Basis fast erreicht hatte.

Endlich. Von Steuerbord hielt ein Schwarm Flötenflabberer auf sie zu. Er kreuzte hinter ihr die Flugbahn und verschaffte ihr etwas Zeit.

Echa zog nach oben. Ein schriller Pfiff zeugte davon, dass der Warbird die Zeit des neuerlichen Angriffs gekommen sah.

Höher, sie wollte noch höher hinauf, und sie wusste, dass er ihr folgte.

Sie scannte ein letztes Mal die Umgebung. Für das, was sie vorhatte, wollte sie unbeobachtet sein. Doch da war nichts. Kein weiterer Feind. Nur der Warbird direkt hinter ihr.

*Jetzt!* Echa stoppte die Aufwindzufuhr und stürzte dem Sand entgegen. Der Warbird folgte ihr. Nah. Aber nicht zu nah.

*Komm schon,* dachte Echa.

Noch zehn Meter, fünf, zwei ... Ihr Flugpad durchbrach die virtuelle Sandschicht. Gleißendes Licht empfing sie. Echa riss die Steuerung zur Seite und brach nach Backbord aus. Der Warbird stürzte jedoch dem Boden des Hangars entgegen. Die Scheinwerfer blendeten seine Visoren. Der Angreifer zerschellte auf dem soliden Metall.

Echa ballte die Hand zur Faust und genoss den Sieg für einen Moment.

Dann erst landete sie das Pad.

Das Licht der Hangar-Scheinwerfer erlosch wieder.

Von hinten kam Brava auf sie zu gelaufen. Ihre kurzen, hellblauen Haare waren Blickfang und Statement zugleich.

»Für das Wasser!«, rief sie Echa entgegen und umarmte ihre Freundin herzlich.

»Für das Wasser!«, erwiderte diese leise.

Echa nahm die Kapuze zurück und offenbarte ihr langes, rotblondes Haar.

»Die Flammenlady hat es wieder gerockt!«, sagte Brava voller Anerkennung und hob ihre Hand zum Siegesgruß.

»Ich hätte die Vögel ein bisschen früher gebrauchen können«, sagte Echa und ließ den Siegesgruß unbeachtet.

»Ja, sorry, ich musste das Projektoren-Set komplett neu booten, nachdem du deinen kleinen Liebling aus dem Netz befreit hattest.«

Echa nickte. Doch in ihrem Blick lag Erschöpfung.

»War ein netter Gag. Und es hat den Warbird angelockt.«

Sie sahen hinüber, wo die Reste des Cyborgvogels von ihren Kollegen weggeschafft wurden.

»Halb Habicht, halb Drone«, sagte Brava. »Was für eine gemeine Kreuzung.«

»In diesem verdammten Krieg ist denen jedes Mittel recht.«

»Aber unser Wasser bekommen sie nicht«, sagte Brava und stieß Echa neckend in die Seite.

»Niemals!«

Sie gingen ein paar Meter still nebeneinander her.

Der Hangar war ungefähr hundert Meter lang und vierzig Meter breit. Viel Platz für zwei schweigsame Pad-Reiterinnen.

Links und rechts standen zahlreiche Pads. Doch nur noch wenige waren flugtauglich. Nach und nach mussten sie immer mehr Geräte ausschlachten, um handlungsfähig zu bleiben.

Die Warbirds durften sie nicht finden. Niemals.

»Es war nicht sonderlich clever, mit einem Pad ohne Bewaffnung zu fliegen«, begann Brava wieder.

»Mit dem bin ich schneller, wendiger. Was nutzt mir eine sechsläufige Gun, wenn ich sofort abgeschossen werde?«



»Gutes Argument.«

»Welches wirst *du* nehmen?«

»Du kennst mich. Ich geh ja auch nicht ohne Hose vor die Tür.«

Echa lachte. »Zu Moe?«, fragte sie.

»Zu Moe!«, bestätigte Brava und hakte sich bei ihrer Freundin ein.

Moes Taverne war ein kleiner Bretterverhau in einer der vorderen Höhlen.

Zu weit durften sie sich nicht vom Hangar entfernen. Insofern war Moe die beste Wahl. Eigentlich war er das immer.

Sie verließen den Hangar und traten in einen solide abgestützten Tunnel. An den Seiten hing alle drei Meter ein schwaches Grubenlicht. Die Taverne war nur noch ein paar Schritte entfernt.

Die Luft wurde hier ein wenig stickiger. Doch das war normal.

»Du hättest ihn über dem Krater in den Sand rammen können«, sagte Brava.

»Vielleicht. Aber dann hätte ich ihn hierher zurück schleifen müssen. Die Viecher sind ziemlich schwer.«

»Du meinst, du hättest Spuren im Sand hinterlassen?«

Echa lachte laut auf. »In dem Wind halten sich Spuren keine zehn Sekunden. Aber ich wäre langsamer gewesen. Man hätte mich beobachten können.«

»Du hast die Umgebung gescannt?«

»Wie immer, wenn ich heimkomme«, sagte Echa.

Brava schenkte ihr ein anerkennendes Nicken. Sie hatten Moes Bar erreicht.

Echa ging vor und drückte die Flügeltüren auf, die entfernt an Saloon-Türen erinnerten.

Gut besucht war anders. Lediglich vier weitere Gäste hatten sich hierher verlaufen. Sie saßen an den hinteren Tischen. Echa und Brava nahmen aus alter Tradition die Hocker direkt an der Bar.

Moe, ein gertenschlanker Mittfünfziger in dunkelbrauner Latzhose, schlenderte zu ihnen herüber.

»Lasst mich raten. Zwei Bierchips?«

»Du hast das schon ziemlich gut drauf, Moe«, witzelte Brava.

»Alkoholfrei, wie immer?«

»Wenn wir bei dir ein Drittel unserer Tagesration Wasser bekommen, werden wir das kaum mit Alk kontaminieren«, gab Echa zurück.

Moe hob entschuldigend die Hände. »Ich frag ja nur.«

Wortlos schob er ihnen einen alten Tonteller mit ihren Chips über die Theke.

Danach füllte er beiden die Vier-Deziliter-Gläser exakt bis zum Eichstrich.

Brava und Echa zogen die Ärmel ihrer Suits ein wenig hoch und ließen Moe ihren Unterarmcode scannen.

Sie steckten sich den Chip unter die Zunge und erhoben ihre Gläser.

»Für das Wasser!«

»Für das Wasser!«

Die beiden Frauen stießen an.

»Das war dringend notwendig«, gab Echa zu, als sie nach einem langen Schluck das Glas wieder auf die Theke stellte.

»So heiß?«, fragte Brava.

»Kommt mir so vor, als würde es von Tag zu Tag heißer.«

»Übrigens«, sagte Brava. Sie zauberte aus einer Tasche ihres Suits etwas Kleines hervor, das sie auf den Tonteller auf der Theke legte.

»Ist das ... ein Apfel?«, fragte Echa ungläubig.

»Ta-daah!«

»Wo hast du den her?«

»Ist nicht wichtig. Er ist für dich!«

Echa konnte kaum glauben, was sie da sah. Der Apfel war ein bisschen schrumpelig, mehr grün als rot und erschien Echa in diesem Augenblick wertvoller als Gold.

»Nicht für mich«, widersprach sie. »Für uns, nachher, nach deiner Schicht.« Dabei nahm sie Bravas Hand und drückte sie dankbar.

Brava nickte. »Abgemacht«, antwortete sie.

»Noch fünf Minuten«, sagte Moe und zerstörte damit die Intimität dieses Moments.

Sie tranken ihre Gläser leer. Der Geschmack verflüchtigte sich im selben Maß, wie sich der Chip unter der Zunge auflöste.

»Deine geliebten Flabberer haben dir den Arsch gerettet, oder?«

Echa grinste. »Mit ein bisschen Hilfe von dir.«

»Ein bisschen«, bestätigte Brava. »Mein Gott, ich muss noch schneller aufs Klo als früher, als es noch echtes Bier gab.«

Sie schwang sich vom Hocker und wies kurz auf den Apfel. »Schön drauf aufpassen. Ich geh dann mal kurz zur Rückgewinnung.«

Echa sah ihr schmunzelnd hinterher.

Sie konnten froh sein, in diesen Zeiten einander zu haben.

Als Brava hinter der Tür verschwunden war, betrachtete Echa abermals das Geschenk ihrer Freundin. Ein Apfel!

Er war kaum größer als ein Golfball. Sie hatten vor ein paar Monaten einen im Sand gefunden, und Brava hatte in ihrem grenzenlosen Optimismus gemutmaß, dass es an dem Fundort einmal Rasen gegeben haben musste. Echa sah das nur als Bestätigung, dass der Müll selbst die entlegensten Winkel des Planeten erreichte.

Sie würden den Apfel gemeinsam essen. Sie würden ihn genießen, auch wenn er sauer sein mochte. Nachher, wenn Brava von ihrer Streife zurückkehrte.

Ein Läuten ertönte.

»Schichtwechsel. Ich bin dran«, sagte Brava, die längst wieder neben ihr stand.

»Sei vorsichtig«, bat Echa.

»Bin ich doch immer«, erwiderte Brava mit einem Zwinkern. »Hey«, ergänzte sie noch. »Du schickst mir aber ein paar Zwirbelklöterer.«

Echa lachte. »Ich weiß, dass du meine Vorliebe nicht teilst. Keine Flötenflabberer! Sehr wohl.«

Brava umarmte sie noch einmal kurz und verließ dann Moes Taverne.

Echa stand auf, steckte den Apfel ein und ging ihr bis zur Tür hinterher. Trotz des nur mäßig beleuchteten Gangs konnte sie Bravas hellblauen Schopf gut erkennen. Als ihre Freundin den Hangar erreichte, trat sie zurück zur Theke und nahm ihr fast leeres Glas in die Hand.

Sie sollte sich beeilen, wenn sie rechtzeitig bei der Projektorensteuerung sein wollte.

»Für das Wasser«, sagte Echa leise und trank aus.

~ ~ ~

© **Text:** Frank Lauenroth | Erstveröffentlichung

© **Illustrationen:** Daniela Tandetzke (S. 111)

***Frank Lauenroth** wurde 1963 in Aschersleben (Sachsen-Anhalt) geboren. Nach dem Gewinn des Romanwettbewerbs »Deutschland schreibt« im Jahr 2005 widmet er sich vorrangig Thrillern und SF-Kurzgeschichten. Letztere wurden zwischen 2013 und 2018 viermal für den Deutschen Science-Fiction Preis und einmal für den Kurd-Laßwitz-Preis nominiert.*

<http://franklauenroth.de>

<http://marathontrilogy.com>

## ALLE MANN AN DECK (VOLKER DORNEMANN)

Wir alle sind Raumfahrer. Sind es schon immer gewesen. Die Erde ist unser Schiff, mit dem wir die Weiten des Alls bereisen.

Wären wir uns dessen nur bewusst! Die Seeleute, welche die Meere befahren, wissen: Sie müssen ihr Schiff in bestem Zustand erhalten. Denn sonst erleiden sie irgendwann Schiffbruch und werden von den tosenden Wogen verschlungen.

Niemand von ihnen käme auf die absurde Idee, selbst noch Löcher in den Rumpf zu bohren und die Segel in Fetzen zu reißen.

ANKE ELSNER

## PISAURIDAE

**R**idae – allein der ungewöhnliche Name ließ einen Kälteschauer über meinen Rücken laufen. Der Mann kam vor etwa einem Jahr als neuer Kollege in unsere Firma, und von Anfang an umgab ihn eine ganz besondere Aura: Auf der einen Seite faszinierte er alle, auf der anderen Seite ging von ihm etwas unbeschreiblich Abstoßendes aus. Schon unser erster Kontakt hinterließ bei mir ein leichtes Frösteln.

Es lag nicht an seinem äußeren Erscheinungsbild – in unserer jungen Software-Firma tummelten sich die seltsamsten Freaks, und es gab weder einen Dresscode noch andere Vorschriften, was das Äußere betraf. Allerdings fiel er trotzdem auf mit seinem langen, ölig glänzenden schwarzen Haar, dem schmalen, weißen Gesicht, der hervorspringenden Hakennase und den seltsam geformten dunklen Augen, deren Lider sich nie zu bewegen schienen. Letzteres sah man allerdings nur, wenn er seine getönte Brille kurz abnahm. Passend zu diesen äußeren Merkmalen pflegte er einen extravaganten Kleidungsstil. Er trug grundsätzlich nur eng anliegende, seidige graue Overalls, die sich wie eine zweite Haut an seine schmale Gestalt schmiegt; außer an warmen Tagen, da bevorzugte er bauchfreie Zweiteiler. Aber egal, welche Jahreszeit gerade herrschte, seine erstaunlich kleinen Füße umschlossen stets schwarze Ballerinas.

Wenn Ridae sich mit seinen knapp zwei Metern Körpergröße trippelnd durch einen Raum bewegte, den kalten Blick – soweit man erkennen konnte – stets in die Ferne gerichtet, verstummten sofort alle Unterhaltungen in seiner Umgebung; denn er hatte sich schon häufiger über die unerträgliche Lautstärke in dem Gebäude beklagt. Kaum jemand wagte es, ihn anzusprechen, stets wartete man, bis er sich mit dem ihm eigenen unverwechselbaren Lispeln

an die Person wandte, von der er gerade etwas wollte. Man fürchtete ihn, obwohl keiner genau sagen konnte, warum. Er verkörperte eben eine besondere Spezies Mensch. Dachte ich.

Nachdem er etwa zwei Monate in der Firma gearbeitet hatte, fingen plötzlich einige Kollegen an, sich in dem gleichen Stil zu kleiden wie er bzw. sogar sein Lispeln zu imitieren. Es begann mit zwei Männern aus der Chefetage. Sie fielen mir eines Morgens in der Eingangshalle auf, als sie – ebenfalls in graue Overalls gezwängt – die Firma betraten, um mit kleinen Trippelschritten zu den Aufzügen zu laufen. Die dunklen Brillen wirkten bei dem draußen vorherrschenden Regenwetter vollkommen deplatziert.

Allerdings blieb es nicht bei diesen beiden. Nach und nach schienen sich immer mehr Mitarbeiter ein Beispiel an Ridae zu nehmen. Doch nicht nur der Kleidungsstil, alles andere wurde auch kopiert, selbst das Lispeln, die Brille und der starre Blick. Es dauerte etwa ein dreiviertel Jahr, bis fast alle männlichen Mitarbeiter aus sahen, als gehörten sie einer Art »Men in Black« an, nur in Grau. Und plötzlich begannen auch die ersten Kolleginnen, die gleiche unerklärliche Metamorphose durchzumachen. Als das Erschreckendste an der ganzen Situation empfand ich das Schweigen, das über diese Vorgänge herrschte. Niemand sprach darüber. Sobald ich fragte, erntete ich nur ein ängstlich gezischtes »Frag Ridae!«, und mein Gegenüber fasste sich an den Kopf, als ob er unter Kopfschmerzen litte. Doch dieser Vorschlag schien mir undurchführbar, denn um denjenigen anzusprechen, von dem diese Veränderungen ausgingen, fehlte mir der Mut.

Es blieb mir also nichts anderes übrig, als zu beobachten, wie sich mein Arbeitsplatz immer mehr veränderte. In meiner Umgebung trippelten fast alle Mitarbeiter stumm durch die Flure,



stets beschäftigt mit Dingen, an denen ich keinen Anteil hatte. Keiner von uns *No-Changern*, wie wir uns normal Gebliebenen nannten, konnte sich diese tiefgreifenden Umwälzungen erklären, die vor sich gingen. Leider fehlte auch die Möglichkeit, mit Freunden außerhalb des Betriebes über das Problem zu sprechen, da eine Verschwiegenheitsklausel in den Verträgen jegliches Verbreiten von Firmeninterna verbot.

Allerdings erhielt ich vor drei Tagen völlig unerwartet mittags an meinem Arbeitsplatz einen Anruf von Ridae. Es sei doch Freitag, und ob ich mit ihm auf eine Party gehen wolle, er habe das Gefühl, ich sei nun bereit, dass er das große Geheimnis mit mir teile. Unser Treffen müsse allerdings unter uns bleiben, damit unter den Nichteingeweihten kein Gerede entstehe. Sofort fühlte ich bei seinen Worten eine seltsame Beklemmung, ein Zuschnüren des Halses und gleichzeitig ... Es lässt sich schwer beschreiben. Eine Sehnsucht nach ... In meinem Vokabular fehlten die passenden Worte, es war ein unbekanntes Gefühl. Meine feuchten Hände umklammerten krampfhaft das Handy. Sollte ich zusagen? Vielleicht erfuhr ich so etwas über das Geheimnis und konnte endlich verstehen, was in unserer Firma vor sich ging. Es gab keine andere Möglichkeit, als ihn zu begleiten. Ich schluckte.

»Ja, ich komme gerne mit. Ich rätsele nämlich schon seit Monaten, was im Moment bei der Arbeit passiert. Holst du mich ab?«

Pünktlich zur verabredeten Zeit stand er in seinem schwarzen Porsche vor meiner Haustür. Er fuhr mit mir zu einem einsam gelegenen Bungalow, dessen Fenster mit Folie abgeklebt schienen. Als wir eintraten, musste ich mich erst an das vorherrschende Halbdunkel gewöhnen, doch Ridae führte mich sofort zielstrebig an eine steinerne Bar. »Darf ich dir etwas zu trinken bestellen?« Bevor ich noch antworten konnte, hatte er dem Barkeeper bereits ein Zeichen gegeben, und vor mir stand innerhalb von Sekunden ein volles Glas.

Interessiert ließ ich meinen Blick schweifen. Der niedrige Raum wirkte mit seinen schwarz gestrichenen Wänden wie eine große Höhle.

Unter der Decke hingen netzartige Gebilde, die offenbar als Deko dienten. Indirekte Beleuchtung spendete ein schwaches Licht, das etwa dreißig Personen erkennen ließ.

Gerade als ich mir die Gäste näher anschauen wollte, flüsterte mir Ridae etwas ins Ohr: »Probier mal den Drink, das ist eine Spezialität des Hauses.« Gehorsam nippte ich vorsichtig an der öligen Flüssigkeit. Ihr Geschmack war gleichzeitig widerwärtig und faszinierend. Die Augen meines Kollegen verfolgten jede meiner Bewegungen.

»Es freut mich, dass du mitgekommen bist. Ich möchte dir nämlich gerne etwas erklären. Die Leute, die du hier siehst, gehören alle zu meiner Spezies.« Forschend blickte er mich an.

Was meinte er mit *Spezies*?

Doch es ging schon weiter: »Ursprünglich stammen wir nicht von der Erde. Unser Heimatplanet liegt weit entfernt ... Besser gesagt: Er *lag* weit entfernt. Durch ein unglückliches Zusammentreffen verschiedener Ereignisse wurde er zerstört. Nur wenigen von uns gelang rechtzeitig die Flucht durch Teleportation. Jedenfalls habe ich es auf die Erde geschafft. Sie ist nun meine neue Heimat.«

Meinte er das etwa ernst? Oder hatte er vielleicht irgendwas genommen? Verstohlen blickte ich mich um.

»Du glaubst mir nicht? Die Wesen, die du hier siehst, gehören jetzt alle zu meiner Spezies.« Er schien einen ernststen Schaden zu haben.

Allerdings wirkten die übrigen Anwesenden wirklich, als ob sie zum gleichen Verein gehörten wie Ridae. Sie bewegten sich mit kleinen Trippelschritten über die schwarzen Granitböden. In die mir bereits bekannte Art von Uniform aus grau-glänzendem Stoff gepresst, erinnerten sie mich an Protagonisten aus einem Science-Fiction-Film; und alle trugen das gleiche kurze, ärmellose Oberteil und die eng anliegenden Hosen, bauchfrei, wie mein Begleiter.

Ich wandte mich zu ihm um: Er hatte nun auch die Jacke ausgezogen und stand in seinem silbernen Top vor mir. »Unsere Spezies braucht ein wenig Freiheit um die Mitte herum.

Es gab nicht mehr viele von uns, aber wir werden nun immer mehr. Wir werden die Erde nach unseren Bedürfnissen umgestalten, sie zu unserem neuen Zuhause machen, wenn wir erst einmal genug sind. Mein Heimatplanet war so wunderschön«, zum ersten Mal hörte ich so etwas wie Emotionen in seiner Stimme, »dunkel und ruhig. Zwischen den hohen steinernen Wohngebilden spannten sich unsere Netze, eine unendliche Zahl von Netzen. Und unten im Sand krochen die Kreaturen, deren einzige Bestimmung darin bestand, uns nach erfolgreicher Jagd als Nahrung zu dienen. Eine perfekte Welt; und meine Spezies, die Pisauridae, lebten dort als Herrscher des Ganzen.«

Speichel tropfte ihm aus dem Mund. Entgeistert starrte ich erst in sein Gesicht, dann auf seinen nackten Bauch. Links und rechts, zwei Handbreit seitlich des Bauchnabels, befand sich je ein Paar übereinander liegender brauner, haariger Flecken, die mir vorher noch nie bei ihm aufgefallen waren. Ich hielt mich hier eindeutig an einem bizarren Ort auf. Was immer die Anwesenden verband – Irrsinn oder eine spezielle Droge –, es ging mich nichts an, und ich wollte es auch gar nicht wissen. »Entschuldige, aber ich glaube, ich bin hier bei euch falsch. Ich rufe mir lieber ein Taxi.«

Hastig griff ich nach meiner Tasche, doch mein Gegenüber war schneller und stellte sich mir in den Weg. »Halt, halt, das ist jetzt aber gar nicht höflich. Wir freuen uns doch alle, dass du gekommen bist. Das ist doch unser erster richtiger Kontakt. Trink wenigstens deinen Cocktail aus, das ist das Mindeste. Sonst denkt der Gastgeber noch, dein früher Abschied läge an seiner schlechten Bewirtung.«

Wenn das der Preis für ein geräuschloses Verschwinden sein sollte, dann war ich bereit, ihn zu zahlen. Mit äußerstem Widerwillen stürzte ich das schon wieder neu gefüllte Glas hinunter und wollte mich umdrehen. Dann wurde alles schwarz.

Wie ich den restlichen Abend verbracht hatte, wann ich nach Hause gekommen war, wer mich entkleidet und ins Bett gelegt hatte – mir schauderte bei dem Gedanken –, all das entzog sich meiner Erinnerung.

Verwirrt durch meine scheinbare Amnesie trat ich kopfschüttelnd aus der Dusche, um mich in dem mannshohen Spiegel zu betrachten. Was konnte noch passiert sein? Sah man irgendeinen Unterschied? Meine Blicke glitten über die nackte Gestalt, die mir gegenüberstand. Alles wie immer, jedenfalls beinah. Ich kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Was waren das bloß für ungewöhnliche Verfärbungen oberhalb und unterhalb der Taille? Ich schaute an meiner rechten Seite herunter: Zwei übereinander liegende etwa 2-Euro-große dunkelbraune, haarige Flecken sprangen mir ins Auge – dasselbe auf der linken Seite. Ich wusste, diese ungewöhnlichen Male waren am Morgen vorher noch nicht dort gewesen. Aber sie erinnerten mich an etwas, an jemanden ... Mein Mund trocknete aus, das Schlucken bereitete mir plötzlich Mühe. Was war in der letzten Nacht geschehen? Vorsichtig setzte ich mich auf den Hocker und versuchte, mir die vergangenen zwölf Stunden zu vergegenwärtigen. Doch mein Gedächtnis weigerte sich zu funktionieren.

Ich blickte erneut in den Spiegel. Nun wies mein Körper also die gleichen Flecken auf, die ich am Abend vorher an Ridae und den anderen Gästen entdeckt hatte. Vielleicht Tattoos? So als Zeichen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft? Doch was sollten die Haare? Vorsichtig befühlte ich eins der Male. Es erwies sich als ausgesprochen empfindlich – sobald ich es berührte, sandte es ein Kribbeln durch meinen Körper und begann leicht zu pulsieren. Mir schien, als ob es sich nach außen wölbte. Zog ich meine Hand zurück, war es wieder nur ein ungewöhnlicher Fleck, der meine Haut verunzierte. Verärgert runzelte ich die Stirn. Mein Kollege konnte sich auf was gefasst machen. Mich einfach für irgendeine Spinner-Sekte zu vereinnahmen, das ging zu weit. Vor allem die Verunstaltungen konnte man schon als Körperverletzung bezeichnen.

Ich ging ins Schlafzimmer, um mich anzuziehen. Am liebsten hätte ich etwas Bauchfreies herausgesucht, ein Kleidungsstück, das den Flecken Luft ließ. Was für ein seltsamer Gedanke im November. Irgendetwas schien mit mir

nicht in Ordnung zu sein.

Das Handy neben meinem Bett klingelte. »Hallo, Kleines«, der wöchentliche Anruf meiner Mutter, »ich wollte nur einmal hören, wie es dir so geht. Warst du gestern Abend aus?« Als ich gerade beginnen wollte, ihr von meinem beunruhigenden Erlebnis zu erzählen, setzten plötzlich migräneartige Kopfschmerzen ein. »Mama, es tut mir leid. Ich kann grad nicht, ich ruf dich später an.« Ich drückte die rote Taste. Wieso zischte ich bei bestimmten Wörtern? Der Schmerz verschwand. Stattdessen wurde mir übel, während sich gleichzeitig ein Pochen an meinen Seiten bemerkbar machte.

Mein Blick wanderte zu den Flecken: Langsam, ganz langsam stülpten sie sich nach außen. Doch nicht nur das. Sie wuchsen. Länger und länger. Sie sahen aus wie ... Ich musste würgen ... Wie vier behaarte, feingliedrige braune Spinnenbeine, die sich nun mit einer Art Eigenleben an meinen Seiten bewegten. Ein Alptraum, es gab keine andere Erklärung. Mein entsetztes Keuchen erfüllte den Raum. Oder doch Realität? Während meine Gedanken rasten, stand ich wie gelähmt neben dem Bett. Schweiß brach aus jeder Pore, ich bekam keine Luft mehr. Aber noch während ich verzweifelt versuchte, Sauerstoff in meine Lungen zu pumpen, begann das schmerzhafte Ziehen in Armen und Beinen. Was passierte mit mir? Hatte ich mich am vergangenen Abend mit irgendetwas angesteckt? Statt eines Schreis entwich meinem Mund nur ein lautes Zischen. Und meine Augen, was war mit meinen Augen? Das Tageslicht verursachte mir Unbehagen. Dafür verfügte ich plötzlich über eine Art verschwommenen Rundumblick. Mit der fehlenden Klarheit des Sehens verfeinerte sich meine Fähigkeit, Dinge zu hören. Ich ... ich ...

Vor zehn Minuten bin ich aufgewacht. Es ist Nacht. Ich liege in einer klebrigen Masse aus Fäden. Spinnenfäden, wie ich annehme. Meine Erschöpfung lässt mich reglos verharren. Nur meinen Kopf drehe ich leicht zur Seite. Das Netz spannt sich direkt unter der Decke über meinem Bett im Schlafzimmer. Der ganze Raum sieht aus wie ein Schlachtfeld. Selbst im fahlen Licht des durch das Fenster leuchtenden

Vollmonds lässt sich das unschwer erkennen. Bettdecke und Kopfkissen liegen auf dem Boden, die Schranktüren stehen weit auf. Ein seltsamer Geruch wabert durch die Luft. Ich fühle mich leer, ausgelaugt. In diesem Moment fällt mein Blick auf den voluminösen Kokon, der sich in der linken Ecke des Netzes befindet. Was ist denn dort eingesponnen? Und von wem? Von mir? Unvorstellbar.

Doch ich brauche Klarheit. Mit letzter Kraft bewege ich mich wie in Zeitlupe auf dem klebrigen Untergrund vorwärts, bis ich das Gebilde erreicht habe. Soll ich es wirklich riskieren? Vorsichtig ziehe ich die Fäden auseinander. Immer größer wird das Loch, immer mehr erkenne ich von dem, was sich dahinter verbirgt. Ein letzter Ruck, die Zeit scheint still zu stehen: Das Gesicht meiner Vermieterin blickt mir aus leblosen Augen entgegen, verzerrt in einem Ausdruck unsäglicher Angst. Und ich weiß genau, wer bei ihr in den letzten Minuten vor ihrem Tod eine derartige Panik ausgelöst hat.

Ein Zischen entweicht meinem Mund, während das Pulsieren der Flecken einsetzt. In meinem Kopf entstehen plötzlich Bilder eines fremden Planeten. Zwischen hohen steinernen Wohngebilden spannen sich Netze, eine unendliche Zahl von Netzen. Wie wunderschön. Unten im Sand winden sich Kreaturen, deren einzige Bestimmung darin besteht, als Nahrung zu dienen. Eine perfekte dunkle Welt – und meine Spezies als Beherrscher des Ganzen. Genau so eine Welt werden wir neu erschaffen, hier auf der Erde, dem neuen Heimatplaneten der Pisauridae. Einige Auserwählte der hier lebenden Wesen werden zu uns stoßen und beim Aufbau helfen, die anderen ... Speichel tropft mir aus dem Mund, als sich meine Augen gierig an dem Kokon in der Ecke des Netzes festsaugen.

~ ~ ~

© **Text:** Anke Elsner (S. 110) | Erstveröffentlichung

© **Illustration:** Ralf Schneider/Midjourney (S. 111)

## HARMONIEN (NELE SICKEL)

»Hier«, schepperte es aus dem Plastikkasten zwischen uns. Die computergenerierte Stimme überlagerte Baos Gurren. »Schau, Kristin!« Seine Knopfaugen leuchteten, als er die graue Hand nach der Pflanze ausstreckte.

Meine eigenen Hände juckten. Das kam von der Sonne. Vor unserer Ankunft auf SiriusIV hatte ich bloß die LED-Röhren der Arche gekannt. Die Sonne hatte es nur in Oma Jennys Erzählungen von der Erde gegeben. Und jetzt hier. Die ersten Tage hatte ich die Wärme ihrer blauen Strahlen geliebt. Doch sie hatte mir die Haut verbrannt.

Bao fuhr mit zwei Fingern über ein Blatt. Es gab einen schrillen Ton von sich, und ich zuckte zusammen.

»Alles okay?«

Ich war mir nicht sicher. »Klar.«

Er berührte ein anderes Blatt und erzeugte damit einen neuen Ton, tiefer diesmal. Dann nahm er die zweite Hand dazu, berührte ein drittes, viertes und fünftes, bis eine Melodie entstand. So etwas hatte ich noch nie gehört. Ich wusste nicht recht, ob es mir gefiel. Ich lehnte mich zurück und betrachtete Bao beim Spielen. Mit der zuckenden feuchten Nase erinnerte er mich an Oma Jennys alten Hund. Sie hatte ihn mir auf Videos gezeigt.

Keine Hunde auf der Arche. Aber wir hatten bis vor ein paar Jahren eine Schlange besessen. Eine Ringelnatter, die ihre Haut abgeworfen hatte, wann immer sie ihr zu eng geworden war. Irgendwie bewundernswert. Ob ich Bao davon erzählen konnte?

Seine Finger ließen ein Blatt kreischen.

Erschrocken riss ich die Hände hoch. Er schaute auf, und um ihn nicht zu kränken, überspielte ich es, indem ich meinen juckenden Handrücken kratzte.

Trotzdem hielt er inne. »Ich habe sie selbst gezogen. Vom genetischen Code, über die Auswahl der Harmonien bis hin zum Trimmen der Blätter.«

»Wow.«

»Gefällt sie dir?«

»Ja.« Ich wollte es genauso meinen, wie ich es sagte. Ich wollte ankommen, dazu gehören, hier auf dieser wunderbaren Welt, über der die Sonne schien und auf der sie klingende Pflanzen züchteten. Verdammt, am liebsten hätte ich sogar graue Haut und so eine feuchte Nase gehabt. Wer war ich schon? Oma Jenny hatte die Erde noch gekannt, Hunde und eine gelbe Sonne. Ich kannte nur die Arche, nur das Dazwischen und die Erinnerungen. Und jetzt Bao. Kannte er mich?

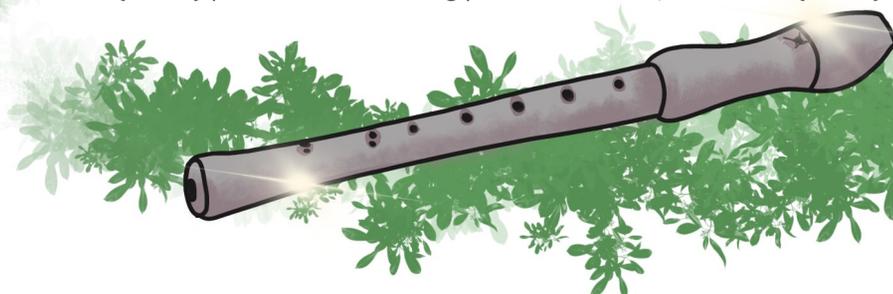
Ich langte in meine Tasche und holte Oma Jennys Silberflöte hervor. Die blaue Sonne ließ das Metall blitzen.

Mit einem Mal war Bao auf den Füßen. Er machte einen Satz zurück. Fauchend bleckte er die Zähne. Am liebsten hätte ich ihm die Flöte ins heuchlerische Gesicht gepfeffert. Er durfte sich fürchten – und ich? Würde ich mich vergessen müssen, um hier anzukommen? Ich wollte ihn anschreien, ihm wehtun, doch ich riss mich zusammen.

Langsam legte ich die Flöte zwischen uns auf dem Boden ab. Dann zeigte ich ihm beschwichtigend meine leeren Handflächen. »Sie macht Musik, wenn man hineinbläst. Versuch es!«

Während ich auf die Übersetzung seiner Antwort wartete, sah ich, dass die Haut an meinen Händen rissig geworden war. Bald würde ich sie abwerfen. Und ich wusste nicht, welche Farbe ich mir darunter wünschen sollte.

© Text: Nele Sickel (S. 111) | Erstveröffentlichung | © Illustration: Julia Notter (S. 110)



SARAH LUTTER

## OPIUM

**E**ine Wasserleiche! Soviel dazu, dass er in einer Spezialabteilung arbeitete. Die unbeliebteste aller Leichen, und er hatte sich so auf sein leckeres Mittagessen mit Frankfurter Soße gefreut. Nach dem Anblick würde ihm der Appetit vergangen sein.

Warum die Leiche nicht schon früher entdeckt worden war, wunderte Thorsten Keyser keineswegs. Die Luft, wenn man diese Suppe überhaupt so nennen konnte, ließ eine Sicht von maximal fünf Metern zu. Selbst die Nähe zum Eisernen Steg, direkt gegenüber der Polizeistation, hatte die Aufmerksamkeit nicht eher auf die Leiche gelenkt, welche in einem der Treppenaufgänge angespült und sich dort verfangen hatte. Zu dicht war der Nebel an diesem Morgen.

Ein Hilfspolizist bewachte den Abgang und machte dem Ermittler Platz, damit er die Leiche eingehender betrachten konnte. Es war ein junger Mann, vielleicht gerade einmal zwanzig Jahre alt, sein Gesicht trieb unterhalb der Wasseroberfläche. Er war definitiv tot. Mehr konnte und wollte der Ermittler vorerst nicht tun, er wartete auf den Arzt und seinen Gehilfen. Der Polizist würde nicht den Tatort kontaminieren.

»War irgendetwas auffällig, als Sie zum Tatort kamen?«, fragte er den Untergebenen.

»Nein. Als wir eintrafen, war nur ein Boot auf dem Main unterwegs, und das hatte die Leiche per Funk gemeldet. Einige Spaziergänger waren hier vorbeigelaufen, aber keiner blieb stehen oder verhielt sich auffällig.«

»Der Mann hatte also keine Tasche oder sonstiges bei sich?«

»Wir haben nichts gefunden, Herr Keyser. Ein Kollege kontrolliert mit einem Dampfboot den Main oberhalb und unterhalb der Fundstelle, ob sich etwas Verdächtiges findet. Bisher habe ich nichts von dem Kollegen gehört.«

Thorsten Keyser warf noch einmal einen

Blick auf den Toten. Der junge Mann war einfach durchschnittlich. Seine Kleidung war weder besonders ärmlich noch sonderlich dekorativ, die Haare waren frisch geschnitten. Wer konnte er sein?

»Sie hätten ihn ruhig schon herausholen können!« Dr. Alois Beil stand bis zur Hüfte im Wasser, um den Leichnam mit seinem Gehilfen zu bergen.

»Um mir von Ihnen Vorhaltungen machen zu lassen, Sie hätten die Leiche nicht in der originären Fundposition gesehen? Nie im Leben, Herr Doktor Beil.«

»Herr Keyser, Sie wollten Ihre schmucke Uniform nicht besudeln. Mein Job und meine Umstände sind Ihnen herzlich egal. Sie interessieren sich nur für die Fakten, und in diesem speziellen Fall scheinen selbst diese Sie nicht zu interessieren. Sie sind mit den Gedanken überall, nur nicht an diesem Tatort.«

»Ich muss doch sehr bitten!«

»Sie sind kräftig genug, um diesen nassen Körper allein an Land zu heben. Also trollen Sie sich endlich.« Doktor Beil war inzwischen äußerst ungehalten. Sein schwächlicher Gehilfe hatte die Leiche schon zweimal zurück ins Wasser fallen lassen. Er konnte nur hoffen, dass in dem Gesicht des armen jungen Mannes durch die Schläge gegen die Treppenstufen keine Beweise vernichtet wurden. Schließlich hatte er einen Ruf zu verlieren.

Mit vereinten Kräften fischten sie den Leichnam aus dem Wasser, und Doktor Beil konnte den Verblichenen oberflächlich in Augenschein nehmen. Während er den Körper das erste Mal untersuchte, traten die beiden Hilfspolizisten dazu; man habe in der näheren Umgebung nichts Verdächtiges im Wasser gefunden, ob man weitersuchen solle?

»Nein. Ich warte die Untersuchung des



Doktors ab, dann sehen wir weiter. Vielleicht steckt nichts dahinter.«

Der Polizist beugte sich über die Leiche und verzog das Gesicht, als ihm eine starke Alkoholfahne entgegenschlug. »Vielleicht ist er nur betrunken in den Main gefallen.«

»Das glaube ich nicht.«

Doktor Beil hatte die Ärmel des jungen Mannes hochgekrempelt und legte eine frische Einstichstelle in der Armbeuge frei.

»Gut, dann war er betrunken und hatte sich vorher etwas gespritzt.«

Der Ermittler drehte sich schon weg, als der Doktor ihm hinterherrief: »Er hat es sich nicht selbst gespritzt.«

»Wie?«

»Wenn er es sich selbst gespritzt hätte, gäbe es eine bläuliche Verfärbung an der Einstichstelle. Dieser Mann wurde ermordet. Sie müssen sich leider damit beschäftigen.«

»Ihren Sarkasmus können Sie sich sparen, Herr Doktor.«

»Dann kümmern Sie sich endlich, Herr Polizist!«

Über die Tirade hatte sich Keyser erneut weggedreht. Der Arzt nervte ihn ungemein. Vielleicht hellte sich seine Laune gerade deswegen so sehr auf, als er einen Schatten in der Seitenstraße wahrnahm.

Der Ermittler hatte Karlchen vor einigen Jahren kennengelernt, als der Junge einen Diebstahl begangen hatte. Seine gesamte Familie war von der Ruhr dahingerafft worden, und er versuchte, sich als Straßenkind ein neues Leben aufzubauen – inklusive eines neuen Namens: Charlie.

Charlie wuchs dem Polizisten direkt ans Herz. Aufgeweckt und schlau, das war er trotz seiner Jugend, deswegen hatte Thorsten Keyser ihn vor dem Gefängnis bewahrt. Mit kleinen Ermittlungen hielt sich Charlie über Wasser und sah in dem Ermittler das, was einem Freund am nächsten kam.

»Kann ich dir irgendwie zur Hand gehen?«

Thorsten Keyser schüttelte den Kopf. »Ich bin dir immer für deine Hilfe dankbar, aber bei Mord ist es für dich zu gefährlich.«

»Aber es ist dein erster großer Fall. Du brauchst jede Unterstützung, die du kriegen kannst!«

»Du meinst es gut, Charlie, aber solange ich nicht weiß, worum es in diesem Fall geht, ist es zu gefährlich für dich. Ich bleibe dabei.«

Charlie stampfte wütend auf und verschmolz wieder mit dem Schatten der Straße.

Während der Polizist sich mit Charlie unterhalten hatte, waren Doktor Beil und sein Gehilfe im Institut angekommen. Der Arzt führte weitergehende Untersuchungen durch, als der Ermittler wieder zu ihm stieß.

»Was nun? Betrunken in den Main gefallen? Oder betrunken und betäubt in den Main geworfen?«

»Weder das eine noch das andere.« Die endgültige Untersuchung des Mannes war soeben abgeschlossen.

»Er wurde erschlagen. Hier am Hinterkopf ist eine frische Wunde.«

»Und diese kann er sich nicht beim Sturz in den Main zugezogen haben?« Keyser hatte keine Lust auf diesen Fall. Er war so gar nicht das, was er sich von der Spezialeinheit erhofft hatte. Schlichtweg ein Streit würde es gewesen sein.

Sie hatten nach wie vor keine Ahnung, wer dieser junge Mann sein könnte. Vorbeieilende Personen hatten ihn nicht erkannt, und ohne weitere Angaben konnte er in der großen Stadt Frankfurt jeder sein oder gar jemand auf der Durchreise.

»In der Wunde habe ich einen Holzsplitter gefunden. Sie hat zudem noch etwas geblutet, wodurch sich eine Blutkruste um die Wunde gebildet ...«

»Jaja, ist gut. Ich habe es verstanden.«

Warum mussten Doktoren nur so eingebildet sein? Doktor Beil ging ihm zunehmend gegen den Strich. Lieber hätte er wieder mit Prof. Dr. Christoph Koller zu tun, dem Direktor des Palmengartens. Ein wenig zerstreut nahm er sich selbst nicht zu ernst und behandelte »Nicht-Doktoren« nicht von oben herab. Aber leider führte dieser keine Untersuchung an Leichen durch. Vielleicht sollte er bei Gelegenheit ...

»Herr Keyser!«

»Ich höre Ihnen doch zu.«

»Nein. Das tun Sie nicht. Sie verschwenden nur meine kostbare Zeit.«

»Dann wiederholen Sie alles und ich gehe wieder.«

»Dann noch einmal. Speziell für Sie, und hören Sie dieses Mal zu! Der junge Mann ist ungefähr 16 Stunden tot. Gestorben ist er durch einen Schlag mit einem Holzgegenstand auf den Hinterkopf. Danach lagerte er einige Zeit auf dem Bauch, und im Anschluss wurde ihm Opium gespritzt. Der Mann wurde auch nicht dort umgebracht, wo man ihn fand. Man hat ihn erst später dort abgelegt.«

»Warum sind Sie sich da so sicher?«

»Weil der Vorgang, den ich Ihnen gerade beschrieben habe, mindestens ein bis zwei Stunden gedauert hat. Selbst Ihnen müsste klar sein, dass am Eisernen Steg auch abends noch genug Passanten sind und es dafür einen Augenzeugen gegeben hätte. Bevor Sie auf den morgendlichen Nebel anspielen: Gestern Abend war es klar. Ich war selbst zu später Stunde noch unterwegs.«

Der Polizist atmete tief durch. »Haben Sie sonst noch etwas für mich?«

»Ermitteln können Sie noch selbst?«

Thorsten Keyser schwoll der Kamm.

»Vielleicht haben Sie noch eine Auffälligkeit bei dem jungen Mann entdeckt, die bei der Identifizierung helfen könnte?«

»Nein. Das Einzige, was markant war: Seine Finger waren im Gegensatz zu seinem Körper sehr verdreckt, und sie rochen auffällig nach Tee.«

Der Doktor hielt ihm die Hand des Toten unter die Nase. Thorsten Keyser staunte: Wie intensiv musste der Geruch gewesen sein, damit der Arzt ihn trotz der Alkoholfahne und der Liegezeit im Wasser wahrnehmen konnte.

»Bezüglich des Alkohols noch eine Anmerkung. Ich denke nicht, dass der junge Mann betrunken war. Seine Kleidung hatte den Geruch an sich. Ich denke, der Alkoholgeruch sollte von der Kopfwunde ablenken.«

Was für eine Mischung: Ein Stückchen Holz in der Kopfwunde, Opium im Kreislauf und der

Geruch von Tee an den Fingern. Und doch blieb die Frage, wer der Mann war.

Thorsten Keyser hätte Charlies Eingebung, sich an die Fersen des Kapitäns zu heften, als *den richtigen Riecher haben* bezeichnet. Irgendetwas hatte der ausgezehnte Seemann, der sich immer wieder verstohlen umgesehen hatte, mit der Leiche am Eisernen Steg zu schaffen, dessen war sich Charlie sicher. Er beobachtete seine gedrungene Gestalt, die einen Seesack geschultert hatte, wie sie keuchend und polternd die verborgene Treppe hinter dem Frankfurter Rathaus hinabstieg. Vor einer schweren Eichentür blieb der Kapitän stehen und schlug mehrfach mit dem Türklopfer.

*Ein Zeichen*, ging es Charlie durch den Kopf.

»Sie sind spät, Kapitän!«, sagte der Mann, der ihm die Tür öffnete.

»Deswegen müssen wir auch reden.«

»Kommen Sie rein, bevor Sie noch jemand sieht«, zischte sein Gegenüber und bedeutete dem Kapitän, ihm zu folgen.

Charlie zögerte einige Augenblicke, ehe er die Treppe hinabging und unten angekommen feststellte, dass die schwere Tür nicht ins Schloss gefallen war. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals, doch er musste einfach in Erfahrung bringen, in was der Kapitän verstrickt war. Also nahm er seinen Mut zusammen und folgte den beiden Männern in den Gang, der sich hinter der Tür vor ihm auftat.

Die beiden Männer gingen den langen dunklen Gang entlang, der zu einer Katakomben führte, die unterhalb des Römerbergs lag. An seinem Ende stand ein kleines Pult. Charlie verlangsamte seinen Schritt und hielt einen Moment inne, ehe er seinen Mut zusammennahm und so schnell und geräuschlos, wie es ihm möglich war, hinter das Pult huschte. Vorsichtig lugte er von seinem Versteck aus in den Raum hinein.

Bei dem Raum handelte sich um einen großen Saal, der im Gegensatz zu dem gemauerten Gang mit seiner Wandvertäfelung mondän wirkte und der durch Kerzenleuchter an der Wand nur schwach erhellt war. Zu beiden Seiten des Raums waren Stühle aufgereiht. Auf

den ersten Blick sahen sie wie gewöhnliche Operationsstühle aus, doch eine aufwendige Polsterung gab dem Besucher das behagliche, entspannende Gefühl, dass er sich in dieser Atmosphäre fallen lassen konnte. Die Stühle schienen, als könnten sie mittels eines Hebels so umgelegt werden, dass sie als Liegen fungierten. An den Kopfstützen waren Lenkarme fixiert, die in Vorrichtungen endeten, deren Zweck sich Charlie nicht erschloss.

»Ihre Kundschaft hat es gerne bequem«, hörte Charlie die amüsiert klingende Stimme des Kapitäns.

»Der Clou ist allerdings«, antwortete der andere, »dass sich durch Dampfdruck die Spritze aus der Vene zieht, wenn der Gast nach einer gewissen Zeit den Kolben nicht erneut betätigt. Der Lenkarm führt die Spritze bis zu der Auffangschale. Was übrig bleibt, kann erneut verkauft werden. Warum soll man den guten Stoff verkommen lassen?«

»Ich bin immer wieder erstaunt, dass unser Vorhaben so leicht umzusetzen war«, sagte der Kapitän zufrieden.

»Mein lieber Kapitän«, kam es kühl zurück, »Sie sind nicht in der Position zu beurteilen, was leicht ist und was nicht. Sie liefern lediglich die Ware.«

»Ohne die Sie keinen florierenden Handel betreiben könnten. Sie brauchen mich!«

»Ich könnte mir jeden beliebigen Handlanger holen. Vergessen Sie das nicht!«

»Ohne Ware kein Handel!«, entgegnete der Kapitän wütend. »Sie brauchen die Verbindung nach China zu dem guten Stoff. Das billige Zeug, das in den Seitenstraßen angeboten wird, könnte jeder kleine Seemann liefern. Er hätte aber nicht die Möglichkeiten, die ich habe.«

»Jeder ist ersetzbar. Kommen Sie mir komisch, suche ich mir jemand anderes. Allein die Verzögerung heute war mehr als unnötig. Seien Sie sich dessen bewusst!«

Der Kapitän schüttelte den Kopf und reichte dem Mann einen Seesack.

»Vorrat für ein halbes Jahr.« Der Kapitän hielt einen Moment inne, ehe er bissig nachsetzte: »Wenn die Nachfrage der Frankfurter auf dem bisherigen Niveau bleibt.«

»Ich prüfe die Ware und melde mich bei Ihnen.«

»Mein Schiff läuft in einer Woche wieder aus«, erwiderte der Kapitän mit herausforderndem Unterton.

»Machen Sie sich nicht lächerlich. Drohen bringt Ihnen nichts. Ich weiß, dass Ihr Schiff erst in zwei Wochen wieder ausläuft und Sie Ihr Geld bekommen wollen. Sie sollen es auch erhalten, aber vorher prüfe ich die Ware. Das ist mein letztes Wort. Sie finden allein raus!«

Der Kapitän drehte sich um und hinkte den Weg zurück zum Gang. Hastig zog sich Charlie hinter das Pult zurück. Er hielt den Atem an, als der Kapitän an ihm vorbeihumpelte und atmete erleichtert aus, als das Geräusch seiner Schritte verklungen war.

Charlie folgte dem Seemann nicht, da er ihn von seinen Hafentouren bereits kannte und wusste, wo sein Schiff anlag. Er beobachtete daher eingehend den anderen Mann. Dieser beschäftigte sich mit dem Inhalt des zurückgelassenen Seesacks. Er brach einzelne Teebündel auf und zog mehrere kleine Messingtiegel, die durch ihre Form nicht von Teeblättern zu unterscheiden waren, aus ihnen hervor. Er zückte ein Messer, hebelte mit der Spitze das Scharnier eines der Tiegel auf und entnahm eine Probe.

»Ich muss mich sicherheitshalber nach einem anderen Kapitän umhören«, hörte Charlie ihn murmeln. »Er ist zu unvorsichtig ... Für den Mord wird er ins Gefängnis gehen ... Ich werde meine Lieferungen nicht mehr von ihm beziehen können ... Allerdings ist Fußvolk immer leicht zu ersetzen.«

Mit dem Seesack auf der Schulter betrat der Mann einen Nebenraum. Charlie vermutete, dass dort die Vorräte aufbewahrt wurden. Schnell schlich er den Weg zurück, den er gekommen war und machte sich auf den Weg zur Polizeistation. Thorsten Keyser traf er nicht an. Als die diensthabende Wache ihn mit unverhohlenem Abscheu fragte, ob er eine Nachricht hinterlassen wolle, schüttelte Charlie den Kopf. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, wie der Polizist ihm skeptisch hinterhersah, als er sich nach einem knappen Gruß davonmachte.

Am frühen Morgen des nächsten Tages lenkte Thorsten Keyser seine Schritte zum Geschäft der Familie Ronnefeldt. In Frankfurt waren sie die erste Adresse, wenn es um Tee und chinesisches Porzellan ging. Dem Hinweis des Arztes bezüglich des Teegeruches wollte er zügig nachgehen. Das Läuten der Glocke war noch nicht verklungen, als die Frau des Geschäftsinhabers selbst in der Tür stand. Der Polizist hatte erwartet, dass ein Dienstmädchen erscheinen würde, aber letztlich war es ihm gleichgültig. Zu seiner Überraschung war sie erfreut, als sie seinen gezückten Dienstaussweis erblickte.

»Gut, dass die Kollegen der Wache direkt einen erfahrenen Beamten geschickt haben. Die beiden jungen Kollegen wollten mir keine Beachtung schenken.«

»Mein Name ist Thorsten Keyser, Frau Ronnefeldt. Wie darf ich Ihre Aussage verstehen?«

»Sind Sie denn nicht gekommen, weil ich Ihnen Kollegen sagte, dass der Geselle meines Mannes von der Begutachtung der neuen Teelieferung nicht zurückgekehrt ist?«

Der Polizist stutzte. Sicherlich rochen die Finger des jungen Mannes nach Tee, aber sollte er diese Frau in Angst und Schrecken versetzen? Eine hysterische Frau wäre das Letzte, was er bei seinen Ermittlungen gebrauchen konnte.

»Ist Ihr Mann vielleicht zu sprechen?«

»Nein, Herr Keyser, mein Mann ist zurzeit beim Bürgermeister. Nachdem die oberen Kreise allmählich Gefallen am Teetrinken gefunden haben und auch einige Cafés zu unseren Kunden zählen, soll der Tee auch in den Ämtern der Stadt Frankfurt Einzug halten. Sie wissen, wie die Frankfurter sind. Was sie nicht kennen, wollen sie nicht. Deswegen bedeutet diese Überzeugungsarbeit meinem Mann sehr viel.«

Der Polizist drehte sich mit einer knappen Verabschiedung von ihr weg, um sich auf den Weg zum Rathaus machen.

»Beantworten Sie mir noch meine Frage, bevor Sie gehen?«

»Ich bin mir ehrlich gesagt nicht sicher, ob Sie die richtige Person für das Gespräch sind.«

»Wenn mein Mann nicht da ist, stehe ich im

Laden und bediene Kunden, bezahle Lieferanten und kümmere mich um weitere geschäftliche Angelegenheiten. Daher bin ich in jedem Fall die richtige Person. Also frage ich Sie noch einmal: Wo ist Otto?«

»Die Kollegen haben gestern Morgen eine Leiche am Eisernen Steg entdeckt. Da wir einen Geruch von Tee an den Fingern wahrnehmen konnten, wollte ich mich bei Ihnen erkundigen, ob jemand heute nicht zur Arbeit erschienen ist. Das wäre wohl geklärt.«

Frau Ronnefeldt drehte sich auf dem Absatz um und ging in den Laden. »Treten Sie bitte näher, das können wir schnell überprüfen.« Keine roten Flecken im Gesicht, kein hysterischer Schrei. Die Frau reagierte recht emotionslos – als habe er nicht gerade von dem vermeintlichen Tod ihres Gesellen gesprochen.

Mit einem Rahmen in der Hand kehrte sie zu ihm zurück. »Hier rechts auf der Seite ist Otto. Als das Geschäft frisch renoviert war, haben wir diese Fotografie anfertigen lassen. Können Sie ihn erkennen?«

Zweifelsfrei handelte es sich um den jungen Mann vom Eisernen Steg.

Der Kapitän war in der Nacht nicht auf sein Schiff zurückgekehrt. Charlie vermutete, dass der Seemann über den Verlauf des Gesprächs mit seinem Kunden nicht glücklich gewesen war und seine Laune im Anschluss in einem Gasthaus mit *Ebbelwoi* zu heben versucht hatte. Vermutlich lag er nun besinnungslos in einer Seitengasse und schlief seinen Rausch aus.

Der Viermaster lag ruhig im Main, auch wenn er entgegen der Gepflogenheiten am Sachsenhäuser Ufer angelegt hatte. Die Handelsschiffe ankerten für gewöhnlich unterhalb der Stadt, sodass Charlie vermutete, dass es dem Kapitän für sein Vorhaben, den Seesack selbst von Bord zu bringen, zu gefährlich gewesen war, zwischen den anderen Mastern anzulanden.

Der Junge wusste, dass er Beweise für die Schuld des Kapitäns brauchte. Beweise, ohne die er Thorsten Keyser nicht unter die Augen zu treten brauchte. Die Morgendämmerung war bereits angebrochen, und der Kapitän

würde nicht ewig wegbleiben.

Verstohlen blickte sich Charlie um. Dann nahm er seinen Mut zusammen, ehe er mit schnellen Schritten den Landesteg entlanglief und sich an Bord begab. Er stockte, als er die frischen, nur dürftig weggewischten Flecken auf den Planken bemerkte.

*Blut. Eindeutig Blut.* Charlie schluckte. Er wusste nun sicher, dass der Kapitän den Tod des jungen Mannes zu verantworten hatte, aber für Thorsten Keyser brauchte er mehr. Daher begab er sich in der Kapitänskajüte. Unter der Koje des Seemanns fand er schließlich, was er suchte: Mit Teebeuteln gefüllte Seesäcke. Hastig riss er eine der Tüten auf, und dieselben Tiegel, die er bereits in den Katakomben gesehen hatte, kamen zum Vorschein. Jetzt hatte er den Beweis, den er brauchte. Hastig griff er in den Seesack hinein, nahm einige Teebeutel und stürmte zurück an Deck.

»He, was treibst du hier?«

Charlie riss vor Schreck die Augen auf, als er den Kapitän an Bord sah. Dessen Blick fiel auf die Teebeutel in seiner Hand.

»Zu dumm«, knurrte der Seemann. Dann zückte er ein Messer und ging auf ihn los. »Viele Jahre bin ich zur See gefahren, habe mit jeder Überfahrt mein Leben riskiert, Skorbut in Kauf genommen, Stürmen getrotzt. Nur um mit einem Hungerlohn abgespeist zu werden. Aber jetzt ist es anders. Du wirst mir das nicht kaputt machen!«

»Er will Sie loswerden!« Charlie wollte zur Seite ausweichen, doch der Kapitän packte ihn am Kragen. »Ich habe es gehört. Er wird Sie ersetzen!«

Der Kapitän lachte verächtlich.

»Meine Kontakte muss jemand anders erst einmal haben. Man kann mich nicht einfach ...«

»Sind Sie der Kapitän dieses Schiffes?«, erklang plötzlich eine Stimme vom Ufer.

Der Seemann zuckte zusammen. Dann warf er Charlie einen scharfen Blick zu.

»Halt bloß die Schnauze!«, zischte der Kapitän, ehe er sich zum Ufer drehte.

Nachdem sich herausgestellt hatte, dass es sich bei der Leiche um Otto handelte, hatte Frau

Ronnefeldt Thorsten Keyser zur *Seerose* geschickt. Hätte er nicht schon zu diesem Zeitpunkt vermutet, dass die Besatzung in den Tod des jungen Mannes involviert war, wäre es ihm spätestens bewusst geworden, als er den Viermaster auf der anderen Mainseite vertäut sah. Inmitten der kleinen Fischerboote zog die *Seerose* den Blick des Betrachters nahezu auf sich.

»Ich habe Sie etwas gefragt!« Thorsten Keyser war ungehalten.

»Der bin ich«, antwortete der gedrungene Mann an Bord. »Wer will das wissen?«

»Thorsten Keyser, Polizei Frankfurt.« Er sah ihn einen Augenblick lang fest an. »Darf ich an Bord kommen? Ich habe einige Fragen an Sie.«

»Herr Keyser, Hilfe!«, hörte er eine vertraute Stimme in das Gespräch hineinschreien.

»Charlie?«, rief er verdattert.

»Verfluchter Bengel«, schrie der Kapitän wütend.

»Lassen Sie den Jungen gehen und verlassen Sie augenblicklich das Schiff!«

»Ich werde nicht mit Ihnen gehen!« Der Kapitän spie die Worte aus. »Nicht wegen dieses dummen Jungen.«

»Was hat der Junge Ihnen denn getan?«

»Ich bin es, der jahrelang zurückstecken musste, der immer zu kurz kam. Und dann kommt dieser Geselle daher und macht sich wichtig! Und jetzt noch dieser Bengel!«

»Tatsache ist, dass ein junger Mann tot ist und Sie ihn umgebracht haben. Lassen Sie den Jungen los! Oder wollen Sie sich noch unglücklicher machen, als Sie es schon sind?«

»Was interessiert Sie denn mein Unglück?«

Damit wandte er sich plötzlich ab, zog den aufschreienden Charlie mit sich und stürmte aus Keyzers Blickfeld. Er konnte gerade noch sehen, wie der Kapitän das Messer fallen ließ und nach einer dampfbetriebenen Sauerstoffmaske griff, die am Hauptmast hing. Er hörte einen Zischen, dann einen überraschten Schrei von Charlie. Der Ermittler fluchte, bevor er losrannte und über den Landesteg an Bord stürmte.

Weder der Kapitän noch Charlie waren an Deck zu sehen. Dafür nahm Keyser im Beiboot flüchtig ein Ruder wahr, von dem frisches Blut

tropfte. Eilig lief er auf die dem Main zugewandte Seite des Schiffes und lehnte sich über die Reling. Er sah Charlies Körper den Main hinabtreiben, während der Kapitän untertauchte.

Unschlüssig verharrte Thorsten Keyser an der Reling und ließ den Blick zwischen dem Kapitän und dem davontreibenden Charlie wandern. Er verfluchte sich selbst, dass er wertvolle Sekunden hatte verstreichen lassen, ehe er hastig seinen Mantel abstreifte und in den Main sprang. Als er in das kalte Wasser eintauchte, fühlte er sich wie von tausend feinen Nadeln gestochen. Prustend stieß er an die Oberfläche. Wut zerriss ihm förmlich das Herz, als er verzweifelt nach allen Seiten nach Charlie Ausschau hielt. Doch er war nicht in Form, und der Schmerz und das kalte Wasser hemmten ihn mehr, als dass seine Wut ihm weitere Kräfte verlieh.

Daher konnte er nur undeutlich erkennen, dass der Kapitän nach einer weiteren Brücke langsam an die Wasseroberfläche kam. Ein einsames Fischerboot mit einem einzelnen Mann trieb ein paar Meter vor dem Seemann auf dem Main. Dieser schwamm auf das Boot zu.

*Merkwürdig*, dachte Thorsten Keyser. *Sich mitten auf dem Main zu verabreden ...*

Doch dann sah er, wie der Mann auf dem Boot mit einem Ruder auf den Kopf des Kapitäns schlug, anstatt ihn an Bord zu nehmen. Der Kopf des Seemanns verschwand im Wasser, und sein erschlaffter Körper wurde von der Strömung mitgerissen, bevor er schließlich im Main versank. Es schien Keyser, als würde der Mann im Boot ihn mustern. Einige Augenblicke später war er aus seinem Blickfeld verschwunden, und das Fischerboot fuhr davon.

*Einige Tage später.*

»Wasserleichen werden wohl ihr Spezialgebiet«, bemerkte Doktor Beil bissig, als Thorsten Keyser den Obduktionssaal betrat.

Der Ermittler ging nicht auf die Bemerkung des Leichenbeschauers ein.

»Haben wir den Kapitän endlich gefunden?«, fragte er stattdessen tonlos.

»Ich habe ihn gerade erst hereinbekommen, Herr Keyser.« Der Mediziner schlug das unschuldige, weiße Tuch zurück und legte einen schwächtigen Körper frei. »Aber ich befürchte, Sie enttäuschen zu müssen. Der arme Teufel hier entspricht nicht gerade Ihrer Beschreibung des Kapitäns.«

»Nein«, antwortete Thorsten Keyser knapp und biss sich auf die Lippen.

Der Anblick des toten Charlie ließ seine schwache Hoffnung, der Junge wäre an einem Ufer angeschwemmt oder von einem Boot entdeckt worden, verschwinden. Wütend trat er gegen den Untersuchungstisch.

»He! Haben Sie den Verstand verloren?«, beschwerte sich Doktor Beil, doch Thorsten Keyser hatte sich bereits abgewandt. Der Leichenbeschauer sollte seine Tränen nicht sehen.

**Fortsetzung folgt in WELTENPORTAL, NR. 6**

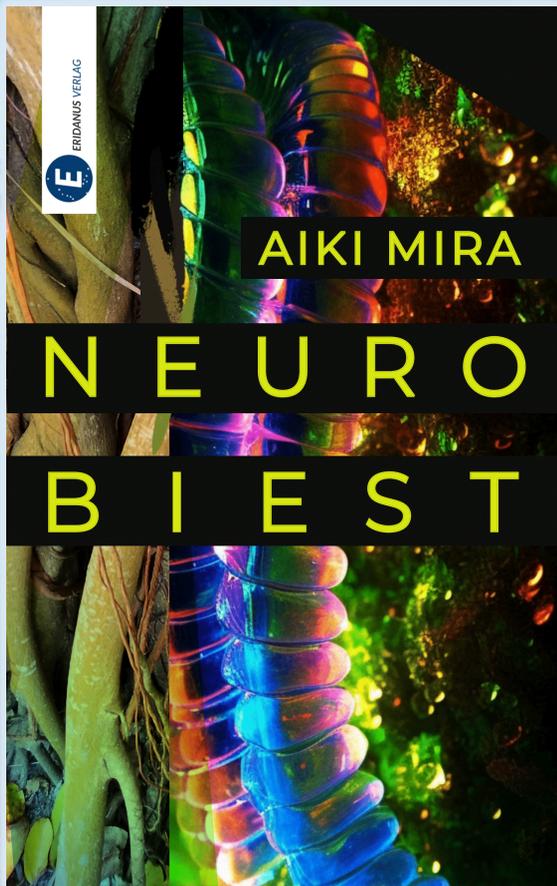
~ ~ ~

© **Text:** Sarah Lutter | Erstveröffentlichung

© **Illustration:** Detlef Klewer (S. 25)

*Sarah Lutter*, geboren 1983, ging schon früh auf Verbrecherjagd. Da die Erwachsenenbücher als Kind für sie noch zu lang waren, gab es Kinderausgaben von Sherlock Holmes, Miss Marple und Kommissar Kugelblitz. Zwischenzeitlich hat sich ihr Lesespektrum merklich erweitert. Zudem hat sie sich den Traum von der eigenen Bibliothek erfüllt und teilt diese regelmäßig mit ihren Lesern. Seit 2021 veröffentlicht sie Kurzgeschichten und ist als Co-Redakteurin für das Weltenportal tätig.

<https://sarah83sbookshelf.blogspot.com/>



DER NEUE ROMAN VON AIKI MIRA

In absoluter Realität  
- ohne Träume -  
kann ein Bewusstsein  
nicht existieren.

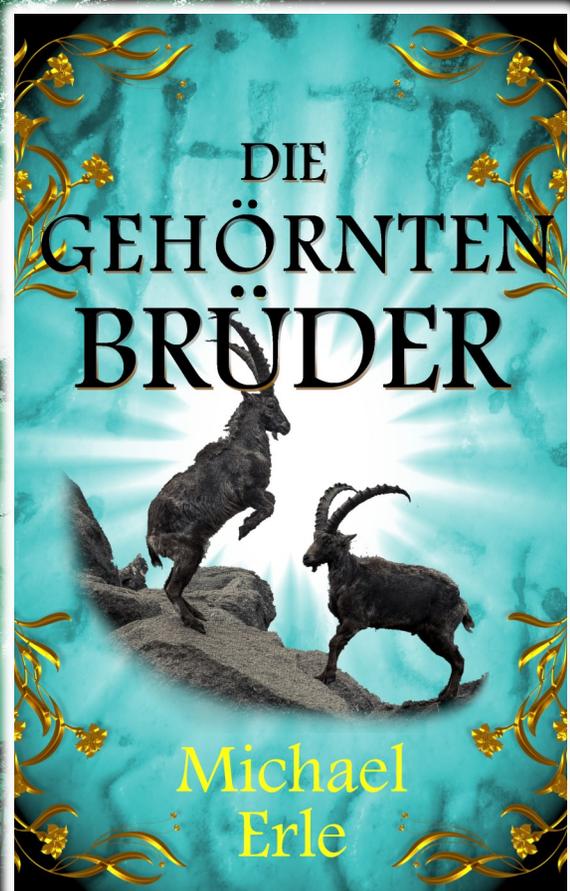
ERHÄLTlich AB OKTOBER 2023

ERIDANUS VERLAG

<https://eridanusverlag.de>

Keine gute Tat  
bleibt ungestraft

ERHÄLTlich ALS  
E-BOOK & AUDIOBOOK



# Die Prinzessinnen

## Die hohe Kunst des Aussehens

Ein Beitrag von **Sarah Lutter** und **Christian Endres**

**D**ie Prinzessinnen, wie üblich in schwarze Lederharnische und diverse andere Rüstungsteile gehüllt, sitzen an einem Tisch im Schankraum des *Weltenportals* und warten darauf, dass der Geschichtenerzähler mit Wein und Bier zurückkommt.

»Müssen wir wirklich die verfuckten Fragen von dem Kerl beantworten?«, mault Mef und verzieht das gebräunte Gesicht, was ihre Narbe zwischen Mundwinkel und Ohr tanzen lässt. Ihr wallendes Haar hat die Farbe von Sommerweizen, über ihre Schulter ragt ein Schwertheft. »Was soll das bringen?«

Aiby, nach Hochländer-Art am ganzen kräftigen Körper tätowiert, sodass man kaum noch Weiß unter den Runen und Ungeheuern aus Tinte sieht, streift ihre verfilzten roten Zöpfe nach hinten. Vor ihr stehen vier leere Bierkrüge. Die riesige Streitaxt ihrer Ahnen lehnt am Tisch.

»Wir brauchen die Aufmerksamkeit. Die Zeiten sind hart, und die Konkurrenz ist groß.«

Mef zuckt mit den Schultern. »Gibt genug holde Damen in Nöten.«

»Vor allem wenn du in der Nähe bist«, murmelt Decanra.

Als Einzige der Truppe trägt die ehemalige Meuchlerin aus den Juwelenstädten jenseits der großen Wüste stets einen Kapuzenumhang, unter dem sie ihren Säbel und ihre Wurfmesser verbirgt. Decanras Haut ist tiefbraun und samtig, ihre Mähne pechschwarz.

Narvila räuspert sich. Ihre blassen Wangen, neuerdings von krumm abgeschnittenen braunen Haaren bis zum Kinn gerahmt, tragen Schrammen von allerlei Übungskämpfen mit ihren Gefährtinnen – die lange Schwertlanze, die Narvila seit Kurzem als Waffe führt, hilft bisher bloß wenig. König Narvos' Tochter hat sich erst vor Kurzem den anderen ehemaligen Thronfolgerinnen angeschlossen, die sie zunächst vor Entführern gerettet haben, um wie sie eine Söldnerin zu werden und selbst über ihr Schicksal zu bestimmen.

»Ich bin ja noch nicht lange dabei, aber ich find das auch seltsam. Der ganze Kerl ist seltsam.«

»Wirst noch viel Seltsameres erleben«, verspricht Cinn, zierlich und knochig, die Haut und die kurzen, an der Seite abrasierten Haare weiß wie Schnee, die bandagierten Fäuste so gefährlich wie ihre langen Dolche.

»Kann schon sein«, antwortet Narvila unbeeindruckt. Sie weiß inzwischen, dass es viele Monster und Mistkerle gibt. »Aber es ist doch echt schräg, dass dieser Geschichtenerzähler auf seinen Umhang lauter Flicker mit Zitaten von Königen, Baroninnen, Grafen, Barden und Helden hat, die ihn in höchsten Tönen loben – oder nicht? Ich glaube, ein paar der Leute sind schon seit über einhundert Jahren tot ...«

»Blurb«, rülpst Aiby. »Jeder so, wie er mag. Und dann beschweren sie sich wenigstens nicht, falls er sie falsch zitiert. Egal. Er kann uns trotzdem dabei helfen, bekannter zu werden.«

Dann kriegen wir mehr Aufträge. Mehr Aufträge und bessere Kundschaft. Vertraut mir. Ich weiß, was ich tue. Und es ist doch erst mal nur ein Gespräch. Er stellt uns ein paar Fragen, wir erzählen ein bisschen was, fertig.«

»Vielleicht macht er ja einen Roman aus unserer Geschichte?«

Plötzlich scheint sich Mef für die ganze Idee zu erwärmen.

»Die Prinzessinnen! Fünf gegen die Finsternis!«

»Wir ...«

Was auch immer Decanra dazu sagen will, geht in einem lauten mädchenhaften Kreischen, heftigem Scheppern und dumpfen Rumpeln aus der Küche unter. Die Söldnerinnen springen auf, schnappen sich ihre Waffen oder ziehen ihre Klängen und rennen dem Getöse wie üblich furchtlos entgegen. Nebenan versucht der rotgesichtige Koch, sich mit einem großen Löffel gegen eine fauchende Wolke aus zwei Dutzend geflügelten Kreaturen in Libellengröße zu wehren, die ihn heftig umschwirren und von allen Seiten attackieren. Narvila vermutet, dass er so geschrien hat.

»Rettich-Feen«, sagt Decanra derweil. »Wenn die Biester das Zeug riechen, drehen sie durch.«

»Aye.« Aiby schaut Narvila an. »Lass dir von den fiesen Fickern bloß nicht die Nase abbeißen. Und pass auf, der Herd ist heiß.«

»Die hohe Kunst der Küchenschlacht«, grinst Mef.

»Halt die Klappe«, knurrt Aiby, und damit stürzen sich die Prinzessinnen ins Getümmel.

Aibys Axt zerschmettert eine Handvoll der nach allem beißenden Feen – und einen Tisch, auf dem gerade noch Rüben, Zwiebeln und eben Rettich geschnitten worden sind. Mefs Schwert und Decanras Säbel schlagen flatternde Monster aus der Luft und klirrendes, zerspringendes Geschirr vom Ofen. Cinn's umherzuckende Dolche schimmern vor lilafarbenem Blut und schillernden Flügeln. Auch Narvilas Schwertlanze trifft einige der Viecher und erzeugt einen feenfeuchten Regen und räumt zudem Töpfe und Pfannen ab.

Hinterher sehen sich die mit Feenschmodder besudelten Prinzessinnen in der

verwüsteten Küche um. Der Boden ist vor Eintopf, Feen-Gulasch, Scherben und Trümmern kaum noch auszumachen. Cinn bringt den Koch, der in einer Narvila unbekanntem Sprache flucht, mit einem Blick aus ihren strahlend hellblauen Augen zum Verstummen. Decanra schüttelt eine tote, erschlafte Rettich-Fee von ihrem Säbel. Aiby schultert ihre Axt. Narvila würgt beim Anblick der widerlichen Soße, die von ihrer Waffe tropft, und hofft, dass sie nicht kotzen muss, was sie leider ziemlich oft tut, seit die Prinzessinnen in ihr Leben getreten sind.

»Ich find immer noch, dass wir uns toll in 'nem Buch machen würden«, beharrt Mef.

»Aye«, stimmt Aiby ihr zu und spuckt aus. »Aber dann sollten wir unserem geschichtenerzählenden Freund da draußen gleich vielleicht etwas Besseres als Rettich-Feen auftischen.«

»Eine Schattenkatze, die in die Stadt gekommen ist? Oder ein Baumdrache, der die Bratwürste gerochen hat?«, schlägt Narvila vor. »So oder so, da drüben durchs Fenster rein, und aus Angst vor uns gleich wieder raus?«

»Gefällt mir, wie du denkst«, lobt Aiby.

»Oder hat ein Meeres-Dämon aus einem Fisch Besitz vom Koch ergriffen?«, sinniert Decanra. »Aber dann müssten wir *ihn* da noch abmurksen ...«

»Kein Problem«, meint Cinn und hebt ihre niemals satten Dolche.

»Immer langsam«, hält Aiby sie zurück, und der Koch atmet wieder. »Die Schattenkatze tut's in dem Fall, denk ich. Aber es war eine große, klar? Eine richtige Bestie. Mit Narben und nur einem Auge. Ein Kämpferin und Mörderin. Ein Menschenfresser. Am Ende ist sie aber gerannt wie ein Kätzchen, raus aus dem Fenster und zurück in den Wald, aus dem sie gekommen ist.«

Mef grinst Narvila an und zupft ihr beiläufig einen Feen-Flügel aus dem Haar.

»Erst die hohe Kunst der Küchenschlacht und nun die hohe Kunst des Ausschlachten einer Geschichte, damit man sie als schmackhafte Legenden-Schlachtplatte servieren kann. Heute lernst du richtig was übers Schlachten und Ausschlachten, Süße ...«

»Aus dem Schloss in die Schlacht.« Narvila strahlt. »So hab ich mir das vorgestellt.« Sie betrachtet einen Haufen toter Feen, aus denen glitschige Gedärme quellen. »Nur nicht ganz so – örks – ekelig ...«

Als die Prinzessinnen aus der Küche treten, ist der Geschichtenerzähler fort.

»Wo steckt der Kerl?«, fragt Aiby. »Und was ist mit dem Wein?«

»Er hat sich aus dem Staub gemacht«, sagt eine Frau, die allein an einem runden Tisch sitzt. »Als der Tumult in der Küche schlimmer wurde. Vielleicht hat es ihm aber auch nur zu lange gedauert.«

»Kein Durchhaltevermögen«, kommentiert Mef.

»Genau.« Die Fremde lächelt.

Aiby runzelt die Stirn. »Und Ihr seid?«

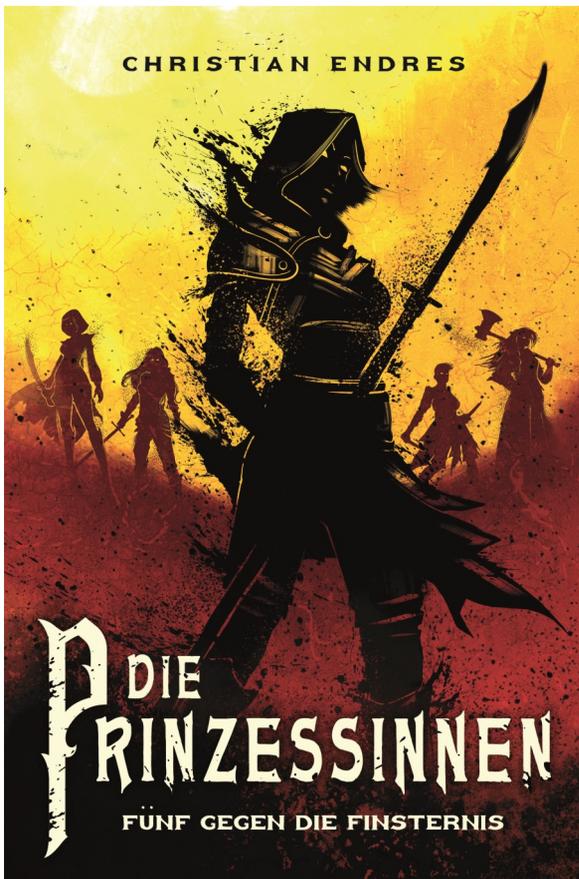
»Sarah. *Weltenportal*-Reporterin.«

»Aye ... und was heißt das?«

»Dass Ihr Euch auch mit mir über Eure Arbeit unterhalten könnt und den Feigling nicht braucht.«

Aiby sieht Sarah prüfend an.

»Na schön«, sagt sie dann, und die Söldnerinnen nehmen am Tisch der Reporterin Platz ...



**SARAH: Narvila, ich konnte gerade hören, dass Ihr noch relativ neu bei den Prinzessinnen seid. Wie gefällt Euch dieses Leben?**

**NARVILA:** Es ist auf alle Fälle ganz anders als mein altes Leben im Schloss meiner Familie. Nicht annähernd so bequem und dafür sehr gefährlich. Aber ich wollte dem goldenen Käfig unbedingt entkommen. Und Freiheit hat eben ihren Preis, das weiß ich inzwischen. Auch wenn es mir vorher nicht klar gewesen sein mag. Ich bereue es nicht, und ich komme immer besser mit diesem Leben zurecht.

**MEF:** Und wieso ein Himmelbett vermissen, wenn man stattdessen neben mir schlafen kann?

**DECANRA:** Aber Aibys Schnarchen ist übel ...

**AIBY:** Ich kann auch übel zuschlagen, also passt auf.

**SARAH: Wie kam es dazu, dass Ihr die Anführerin Eurer Truppe wurdet, Aiby?**

**AIBY:** Weißt du noch, was wir dir am Anfang unserer Bekanntschaft erzählt haben, Narvila?

**NARVILA:** Ja. Ihr wolltet mir weismachen, dass ihr darum gekämpft habt.

**MEF:** In dem Alter sind sie ja so leichtgläubig ...

**DECANRA:** Wär es anders, würdest du nicht mal die Hälfte rumkriegen.

**MEF:** Ey. Aber stimmt schon.

**AIBY:** Reißt euch zusammen (*schnaubt*). Es war damals meine Idee, dass wir uns zusammen tun. Die Originalbesetzung. Vor Narvilas Zeit. Also musste ich mich auch darum kümmern, dass es funktioniert. Vorangehen. Anführen.

**SARAH: Wer entscheidet, welche Aufträge Ihr annehmt?**

**DECANRA:** Wir ziehen durch die Länder, und entweder finden wir die Aufträge, oder die Aufträge finden uns.

**MEF:** Die Bestien und die Bastarde.

**NARVILA:** Die Probleme.

**AIBY:** Gelegenheiten, Geld zu verdienen, meinst du.

**SARAH: Cinn, Ihr seid so schweigsam. Erzählt uns doch mal, welcher Auftrag Euch bisher am meisten abverlangt hat.**

**CINN:** *(knurrt mürrisch)*

**SARAH: Bitte?**

**CINN:** Die Verwüstung.  
*(Betroffenes Schweigen)*

**NARVILA:** Das ist diese magische Wüste weiter im Norden, oder? Davon habt ihr mir noch nie erzählt ...

**MEF:** *(ernst)* Ein anderes Mal, Süße.

**SARAH: Vor Eurem Leben als Söldnerinnen hattet Ihr alle ein Zuhause. Vermisst Ihr es?**

**DECANRA:** Doch. Natürlich vermissen wir es. Aber wenn man keine Wahl hat ... kann man nur fortgehen. Und selbst wenn man fliehen muss, vermisst man das, wovor man geflohen ist, manchmal noch.

**AIBY:** Bis auf Narvila könnte keine von uns zurück, ohne sich damit eine Menge Ärger einzuhandeln.

**CINN:** Oder eine Menge Ärger zu machen.

**AIBY:** Aye. So oder so.

**MEF:** Zum Glück können auch Menschen im Laufe der Zeit zu einem neuen Zuhause werden.

**CINN:** *(brummt etwas Unverständliches)*

**MEF:** Ich dich auch, du Eiszapfen.

**SARAH: Aiby, seht Ihr Euch als Anführerin auch als Vorbild für die anderen?**

**AIBY:** Nä. Ich will kein Vorbild sein. Muss ich auch nicht. Es genügt, wenn die anderen tun, was ich sage.

**DECANRA:** Ach ja?

**MEF:** Traum weiter, große Anführerin.

**SARAH: Wie ein Blick in die Küche zeigt, bleibt kein Stein auf dem anderen, wenn Ihr in Aktion tretet. Habt Ihr keine Angst, selbst verletzt zu werden?**

**CINN:** Wir sind fürs Verletzen zuständig.

**DECANRA:** Das Risiko gehört zu dieser Art von Leben dazu.

**AIBY:** Außerdem haben wir jetzt Narvila, die sehr gut mit Nadel und Faden ist. Sie kann uns immer wieder zusammenflicken.

**NARVILA:** Die vier freuen sich wirklich über jede feine Narbe.

**DECANRA:** Warum auch nicht? Aber jetzt mal im Ernst: Wenn man zu arg über alles nachdenkt, bevor man sich ins Gefecht stürzt, geht das selten gut aus. Wer zaudert, wird getroffen.

**MEF:** Oder gefressen.

**NARVILA:** Ich zögere manchmal noch zu lange, oder?

**DECANRA:** Das legst du schon noch ab, keine Sorge.

**MEF:** Und wenn wir es in den Übungskämpfen nicht aus dir rausprügeln, dann der nächste Riese oder Werwolf.

**AIBY:** Aye. Das wird schon, Narvila.

**CINN:** Aber nicht, wenn wir hier Wurzeln schlagen.

**AIBY:** Ja, wir müssen langsam weiter. Wenn Ihr keine Fragen mehr habt ... ?

**SARAH: Nein. Ich denke, das gibt den Leuten schon einen guten Überblick darüber, wer und was Ihr seid.**

**NARVILA:** *(stolz)* Echte Prinzessinnen.

---

**Christian Endres** schreibt als Redakteur für den *Tagesspiegel*, für *phantastisch!*, *Tip Berlin*, *Geek!*, *diezukunft.de* und Panini Comics. Seine Kurzgeschichten erscheinen in *c't*, *Spektrum der Wissenschaft*, *Exodus* und anderen. Der Würzburger wurde bereits mehrfach mit dem Deutschen Phantastik Preis ausgezeichnet. Im Web: @MisterEndres (Twitter, Instagram) | <https://christianendres.de>

**Redaktioneller Hinweis:** Das fiktive Interview wurde von Sarah Lutter mit Christian Endres geführt, der die Antworten der Prinzessinnen und den einführenden Prosa-Text verfasste.



**CHRISTIAN ENDRES**  
**DIE PRINZESSINNEN**  
**FÜNF GEGEN DIE FINSTERNIS**

Man stelle sich vor, auf einer feuchtfröhlichen Hollywoodparty hätte sich Sam Raimi zu Quentin Tarantino und Robert Rodriguez an die Bar gesetzt. Andrzej Sapkowski und George R. R. Martin – der wirklich alles macht, außer *A Song Of Ice And Fire* zu vollenden – gesellten sich ebenfalls hinzu. Der Einzige am Tresen, der aus unerklärlichen Gründen nüchtern blieb,

war Christian Endres. Fleißig hielt er alles in seinem Notizbuch fest, was die fünf Herren in angeheiterter Stimmung von sich gaben. Vermutlich wird es Herr Endres abstreiten, aber ich glaube fest daran, dass auf diese Weise *Die Prinzessinnen: Fünf gegen die Finsternis* zustande kam.

Bereits die ersten beiden Sätze des Romans geben die Marschrichtung des 480 Seiten starken Werkes vor:

*Gleich werden die Prinzessinnen die Lichtung in Blut und Eingeweide tränken. Doch der Reihe nach.*

Richtig, der Reihe nach: Aiby, Mef, Cinn und Decanra, allesamt von adliger Herkunft, schlagen sich als Söldnerinnen durch. Die Rettung von Prinzessin Narvila aus den Fängen von Entführern ist eigentlich ein Routinejob für das Quartett. Die Gerettete hat jedoch weder Lust auf ein eintöniges Adelsleben noch auf ein Dasein als *Jungfrau in Nöten*, und schließt sich der Truppe kurzerhand an.

Christian Endres meistert mit

seinen *Prinzessinnen* die Gratwanderung, in einem schwungvoll erzählten Fantasyspektakel die kunstvoll inszenierte Brutalität und Derbheit der Herren Tarantino und Rodriguez mit der selbstironischen *Hercules-&-Xena*-Attitüde eines Sam Raimi zu verbinden.

Trotz des launigen Konzepts, das mittels seiner fünf unterschiedlichen Kriegerinnen mit Klischees aufräumt und subtil den Diversitätsgedanken in der modernen, phantastischen Literatur berücksichtigt, ist *Fünf gegen die Finsternis* kein Trash. Endres gelingt es, seine Protagonistinnen vielschichtig zu zeichnen und ihnen ein komplexes Innenleben zu verpassen. Fazit: Ein mitreißend erzählter Fantasy-Roman, der – wenn man sich auf ihn einlassen kann – einfach Spaß macht.

**Cross Cult, April 2023**  
**Seitenzahl TB: 480, 18,00 €**  
**ISBN TB: 978-3986663056**

REZENSIERT VON CHRISTOPH GRIMM

**DIE PRINZESSINNEN**  
**HELDEN UND ANDERE DÄMONEN**

Aus der Schlacht ... in die Legenden.

Narvila, Aiby, Decanra, Cinn und Mef wurden als Königstöchter geboren – heute sind sie eine Truppe knallharter Söldnerinnen. Mit Schwertlanze und Streitaxt stellen sie sich allen Bestien und Bastarden, wobei sie besonders oft Maiden in Nöten retten. Doch nun erhalten die Prinzessinnen den Auftrag, Prytos zu beschützen, den großen Helden des Götterkrieges, dessen Unsterblichkeit allerdings so gut wie aufgebraucht ist. Als Leibwächterinnen der ungebrochen selbstherrlichen und draufgängerischen Legende müssen es Narvila und die anderen mit Dämonen, Zauberern, Drachen, Seeungeheuern und Untoten aufnehmen. Und natürlich mit Prytos selbst ...

**Cross Cult | VÖ: 06.11.2023 | ca. 480 Seiten | ISBN: 978-3986664220**



# ABGESPACED

## SCIENCEFICTION SOAP OPERA KANN ANDERS SEIN

Ein Artikel von David A. Lindsay



### EIN SUBGENRE IM WANDEL

»Vorwärts, ihr Affen. Wollt ihr ewig leben« – und los geht's: Hochentwickelte Primaten knallen bösartige Aliens ab – der Anfang von *Starship Troopers* (1959). Gefechte zwischen verschiedenen Spezies im finsternen Weltraum à la Robert A. Heinlein ... Das war früher mein Bild von dem, was gemeinhin als *Space Opera* gilt. Western, bloß eben in der Zukunft, statt eines Pferdes einen Hyper-spacedrive unterm Hintern, den Blaster locker im Halfter, Schießreflex im neuronal verstärkten Rückenmark, der Rest des vernetzten Hirns gut für derbe Sprüche. Punkt. Mehr nicht. Und: Ja. So ganz falsch ist das Bild gar nicht mal ...

Höre ich da die Science-Fiction-Fans protestieren? – Mal langsam, nicht vergaloppieren, *brrr* ... runter vom Ross, hurtig ans Lagerfeuer gesetzt und bei einem heißen Kaffee gelauscht, was die Vergangenheit uns für Geschichten zu erzählen hat.

### **Vom Pferd zur Seife ...**

Es begann nämlich, als eine findige Waschmittelfirma in den 1930ern Hörfunksendungen sponserte, die regelmäßig fortlaufende Alltagserzählungen lieferten, natürlich stets mit eingeflochtener Werbung. Dieses Format war so erfolgreich (und für den Seifenhersteller unglaublich lukrativ), dass es im aufkommenden Fernsehen sofort übernommen (Werbeblöcke ausgedehnt!) und abwertend *Soap Opera* (eigentl. *Seifenwerk*, aber als *Seifenoper* übersetzt) genannt wurde. Fortan war die *Daily Soap* geboren und nicht mehr aus der Telewelt wegzudenken.

Und wo ist jetzt der Bezug zur Western-Lagerfeuer-Romantik? – Ja, sorry, fast vergessen. Noch etwas früher, nämlich in den 1920er Jahren, wurde der Begriff *Horse Opera* geprägt für ziemlich klischeehafte Western-Machwerke, mit dem *lonesome*, aber schießwütigen Cowboy und eben seinem Pferd. Man hat dann schlicht umgesattelt von *Horse* auf *Soap*. Das Sich-Wiederholende und Klischeehafte, die Austauschbarkeit und die Endlosschleife haften weiterhin als unschöner Beigeschmack an.

### **... und zum Weltraum-Werk**

Weltraumabenteuer, die in den 1930er Jahren populär wurden, blieben nicht unbeeinflusst vom Erfolgsmodell *Soap Opera* – Flash Gordon wäre hier zu nennen. Aus den Reihen namhafterer Autoren der Science-Fiction (z.B. organisiert im *Galaxy Magazine*) wurde in Anlehnung an Soap die Bezeichnung *Space Opera* aus der Taufe gehoben, und zwar – aufgepasst! – als bewusste Abgrenzung der kommerzialisierten Stangenware mit Western-Touch gegenüber ihren eigenen, künstlerischen (Technologie-Innovation getriebenen) Werken. Hart. Wusstet ihr das?

Lange Zeit haftete der *Space Opera* als Subgenre der Science-Fiction das zweifelhafte Image an, ähnlich wie im Western die Eroberungsgeschichte der

Besiedlung im Kampf gegen andere, meist niedere »Rassen« und Wesen nur eben im Weltraum zu reproduzieren – *Star Trek* mit dem entlarvenden Titel (Siedlerzug zu den Sternen) machte hier keine Ausnahme. Heinleins militärische Weltraum-Abenteuer aus den 60ern und 70ern setzten den negativen Trend im militär-romantisch und kolonialistischen Stil fort – die Zeit des Kalten Krieges.

Mit der *Star-Wars*-Saga, vor allem aber der *Next Generation* bei *Star Trek* wuchs nicht nur die Beliebtheit rasant, sondern – so meine ich – die *Space Opera* auch über sich hinaus, indem sie die kulturelle Auseinandersetzung (auf Augenhöhe) mit nichtmenschlichen Zivilisationen stärker als die militärische thematisierte. Zeitgleich bedeutete auch die Auflösung der Ost-West-Blöcke mit ihrer Entspannungspolitik in den 90ern eine Wende zu friedlichem Wettbewerb. Werke mit hoher literarischer Finesse wie Frank Herberts *Wüstenplanet*-Zyklus, Stephen Baxters *Xeelee Sequence*, Dan Simons *Hyperion-Gesänge* und viele andere mit ähnlicher Qualität verstärkten die Tendenz, das Subgenre zu rehabilitieren und spätestens bis zur Jahrtausendwende in den Status allgemeiner Anerkennung zu erheben. Kennzeichnend für *Space Opera* bleiben die Konflikte im Kontext von interplanetarer Weltraumfahrt in einer epischen Länge mit beständigen (sich evtl. weiterentwickelnden) Charakteren. Einzelne Bücher werden inzwischen häufig als *Space Opera* bezeichnet, sofern sie im Weltraum spielen. Gemäß der geschichtlichen Herleitung des Genre-Begriffs passt das nicht. Einzelwerke sind eher Weltraum-Romane. Für eine *Space Opera* braucht es schon mehrere Bände (oder einen ganz langen), eben einen gewissen Seriencharakter.

Jetzt will ich allerdings wieder aufsatteln und mit euch einen kleinen Ritt durch aktuelle Ausprägungen der *Space Opera* machen, um zu überprüfen, ob sich die Abkehr vom ewig gleichen westernhaften Heldentum bestätigt oder es im Grunde doch bei der interstellaren Variante der *Horse Opera* geblieben ist.

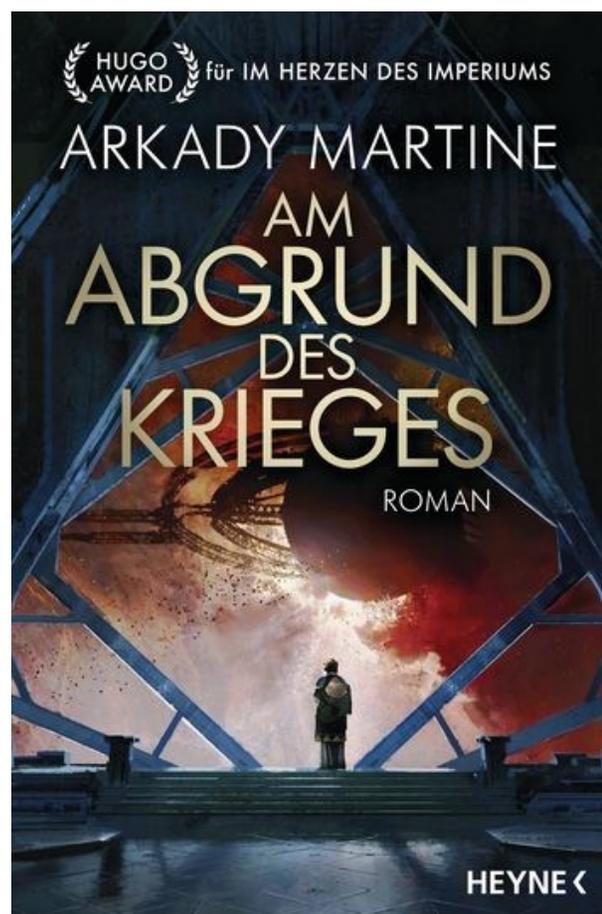
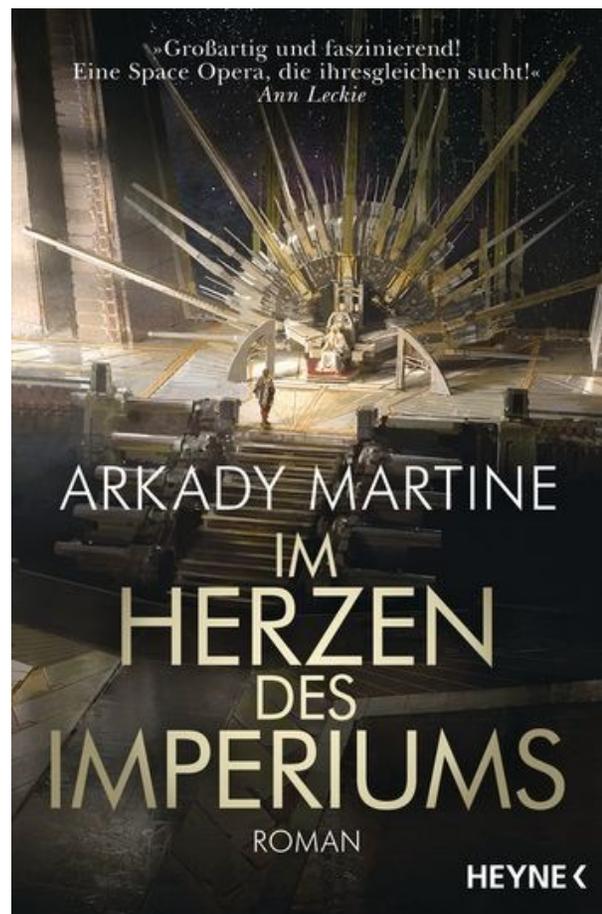
# MITTEN IM HERZ LIEGT DER ABGRUND

## *Diplomatie im Angesicht der Vernichtung*

Welt, Imperium und der Name der Hauptstadt – das alles ist identisch, nur ein Wort im Teixcelianischen, der Sprache des Reiches, welches die halbe Galaxie umspannt, seit 80 Jahren von einem Mann, seiner Imperialen Majestät Sechs Vektor, friedlich regiert, sofern man gewillt ist, permanente Unterwerfung und Ausdehnung ohne nennenswerte Kriege als »friedlich« zu werten.

Mahit Dzmare ist sich dieser Propaganda wohl bewusst. Für ihre Heimat, die autonome Bergbaukolonie Lsel, kämpft sie als frisch ernannte Diplomatin um Unabhängigkeit, indem sie versucht, das riesige Reich vom eminenten Nutzen der nur 30.000 Einwohner zählenden Enklave zu überzeugen. Aber wie?

Mahits Vorgänger liegt tot im Leichenschauhaus, als sie ihre Stelle antritt, und auch sie entgeht nur knapp mehreren Anschlägen. Was sie zunächst nur ahnt, wird bald zur Gewissheit: Die Imago-Technik, eine Errungenschaft ihrer Heimat, mit der ausgewählte Ahnen sehr aktiv im Gedächtnis präsent bleiben und deren Wissen nutzbar ist, weckt Begehrlichkeit und Hass auf allerhöchster Ebene. Wollte ihr Amtsvorgänger, den sie dank der Imago-Technik in einer veralteten Version in ihrem Kopf hat, damit um den Fortbestand von Lsel dealen? Mit Hilfe der ihr zugewiesenen Kulturreferentin, Drei Seegras, die bald zu einer Freundin und mehr wird, navigiert sie durch die höfischen Intrigen des Imperiums und kann eine viel wichtigere Information in die Waagschale für die Erhaltung der Unabhängigkeit ihrer Heimat werfen ...





Der Zweiteiler *A Memory Called Empire* (2019, dt. *Im Herzen des Imperiums*) und *A Desolation Called Peace* (2020/22 dt. *Am Abgrund des Krieges*) von der Newcomerin Arkady Martine wurde gleich doppelt – 2020 und 2022 – mit dem Hugo Award ausgezeichnet (eine Seltenheit!), was die Autorin in eine Reihe mit Größen wie J.K. Rowling und Neil Gaiman stellt – ein kometenhafter Aufstieg. Mit bürgerlichem Namen heißt Martine Dr. Anna Linden Weller, sie ist Historikerin, Jüdin, Lesbierin, Klimaaktivistin und träumt davon, irgendwo, wenigstens in ihrem Kopf, in einer Welt anzukommen und zuhause sein zu können (Rede zum Hugo Award 2020). Einen Platz unter den Großen hat sie jedenfalls jetzt schon gefunden. Mit dem zweiten Teil ihres Werkes dehnt sich die Perspektive auf die Auseinandersetzung mit einer neuen Spezies aus, die ganz anders funktioniert als ein Imperium und mit der schon allein die kommunikative Verständigung kaum möglich scheint. Auch hier wird sich das Wissen der kleinen Isle-Station, die unmittelbar bedroht ist, in Gestalt der Diplomatin Mahit als hilfreich erweisen. Und so schließt sich der Kreis zu einer echten *Space Opera*.

### ***Filigrane Konstruktion***

Das Imperium von Martine ist eine Planeten überspannende Hochkultur zweifelhaften Charakters, in der poetische Formen der Höflichkeit eine bedeutendere Rolle spielen als Offenheit oder gar

Individualität. Scharaden und Intrigen hinter der glänzenden Fassade am Hof und eine rigide computergesteuerte Polizei zeugen von der Brüchigkeit des Systems. Eine filigran aufgebaute Konstruktion, die mit wenig Technik, ausreichend Action (im zweiten Band auch mit vereinzelt Weltraumkämpfen), vielen Beschreibungen und noch mehr inneren Mono- und Dialogen (Zwiegespräch mit der Imago) arbeitet.

Klingt nicht nach einfacher Lektüre. Und das war es auch nicht. Ich bin erstaunt über das duldsame und breite wie hoch interessierte Publikum, das zu diesem Buch gefunden hat, denn ich musste beim Lesen mehrfach zurückgehen, um alle Fäden zu behalten, obwohl der erste Band nur aus Mahits Sicht erzählt wird. Dafür sind die Szenen in sich immer ausgereift stimmig, die Charaktere konturiert gezeichnet, und das kulturell Fremde wird einem mit liebevoller gedanklicher Detailarbeit (das ist vielleicht die Historikerin in der Autorin) nahegebracht.

Hat es Spaß gemacht, dieses mit 1300 Seiten fast tolkiensche Epos zu lesen? – Nicht immer. Es ist eine eigene Welt, der man Raum geben muss, allein die ungewohnte Namensgebung, die im modernen Vergleich wenigen Actionszenen ... Dafür aber hat es eine literarische Dichte ... wollte ich schreiben. Aber was ist das denn genau? – Schwer zu beschreiben. Die Gedanken von Mahit (manchmal in Auseinandersetzung mit ihrem Imago-Partner) sind faszinierend, genau beobachtend, nah an der Situation, immer in einer Art von Unruhe, die mich dazu bewegt haben, an eigene Dinge rühren ... und damit eine Art von Action oder Handlung erzeugen, die nicht von äußerem Geschehen oder Haudrauf gesteuert ist, sondern von einem atemberaubenden Flug durch das Universum der Gedanken. Hinzu kommt, dass ich immer wieder Parallelen zum Clash of Cultures in unserer Welt, dem chinesischen wie dem amerikanischen Imperialismus, ziehen konnte und den Abgrund gespürt habe, der beiden Systemen droht. Das ist es allemal wert.

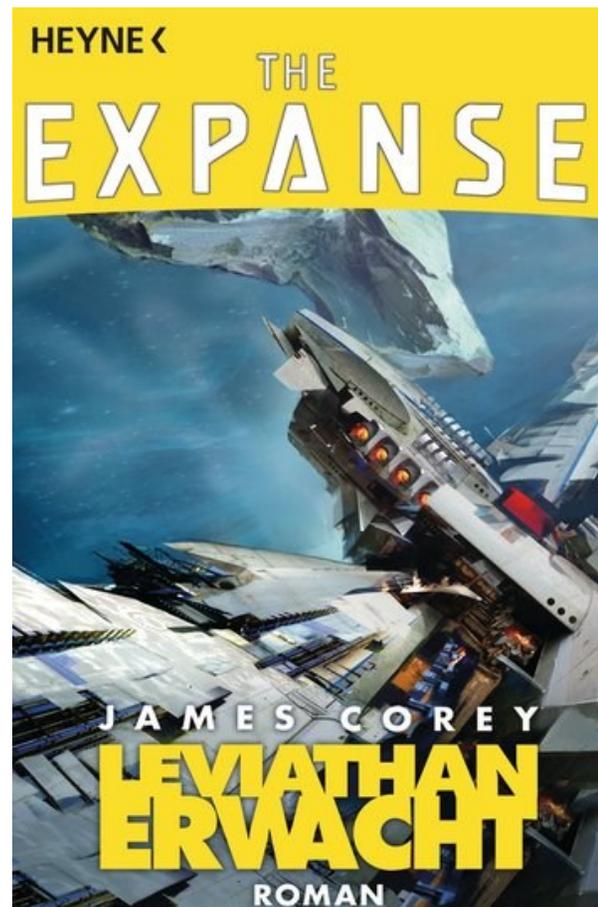
## DER KEIM JEDEN STREBENS NACH MEHR ...

### *The Expanse*

Meine Begeisterung für *The Expanse* werde ich kaum zurückhalten können, deshalb gleich vorweg: Ich liebe diese Serie, TV sogar noch mehr als die Bücher. Warum? Vielleicht (ganz subjektiv) weil hier schräge Randfiguren ins Zentrum des interplanetaren Geschehens geraten, einfach nur weil sie ein bisschen unsicher (nicht selbstgerecht!) ihrem Gewissen folgen. Das wärmt das Herz in der kalten Weltraumatmosphäre zwischen Erde und Mars. Denn die drei politischen Mächte, die um die Vorherrschaft im Sonnensystem ringen, sind hemmungslose Kolonialisten (Erde), aufständische Ausgebeutete (»Gürtler«) und ideologische Militaristen (Mars) – der Konflikt in dieser eisigen, neokapitalistischen Atmosphäre ist unvermeidbar ... und doch steht das buntgemischte Team um James Holden in dem kleinen Kriegsschiff *Rosinante* für Hoffnung.

Wer diesen Artikel aufmerksam gelesen hat, muss jetzt aufhorchen. War *Rosinante* nicht das Pferd von Don Quijote (bei Miguel de Cervantes)? Richtig! Wenn das keine sympathische Selbstironisierung ist, den Windmühlenkampf im Weltraum auf dem Rücken eines klapprigen Gauls zu bestreiten. Tatsächlich wird bei *The Expanse* mit dem Subgenre *Space Opera* und seinen Anfängen souverän gespielt. Chapeau.

Abraham, einer der beiden Autoren, betont in Interviews gerne, dass die Buchreihe bewusst als Abkehr von zu stark intellektueller Science-Fiction Literatur der 1980er und 1990er Jahre konzipiert war, hin zu einer besser zugänglichen, für ein breiteres Publikum. Das ist definitiv gelungen. Aber auf welche Weise?



© Heyne Verlag

### *Serientrip ohne Soap-Faktor*

Eigentlich sollte die Reihe, von der ich Bd. 1-6 gelesen habe (was dem Umfang der abgeschlossenen TV-Serie entspricht), nicht unbedingt in mein anspruchsvolles Beuteschema passen. Band 1 holpert noch ziemlich in der Erzählführung, ist sprachlich vom Übersetzungsmeister Jürgen Langowski im Deutschen mitunter so stark geglättet, dass es seinen leicht ungehobelten Charakter verliert.

Aber das Autorenduo, Daniel James Abraham und Ty Corey Franck, entwickelt sich, profitiert von der Freundschaft zu Mega-Star George R. R. Martin, denkt immer mehr szenisch wie im Film (und wirkte auch intensiv bei den Drehbüchern zur Serie mit), wechselt gekonnt und ohne retardierende Überscheidung die Erzählperspektive zwischen knapp zehn Protagonisten (und ein paar Nebenfiguren).

Und, das ist vielleicht die größte Stärke, es gestaltet permanente Veränderung: Nichts wiederholt sich, kein ständiges Rumgeballere und trotzdem komplexe militärische Auseinandersetzungen der kulturell verschieden verankerten Parteien. Charaktere und Konstellationen entwickeln sich wirklich weiter, selbst der fast nervige Gutmensch Holden wird sarkastisch und geht über seine moralischen Grenzen. Der Wandel wird noch einmal mehr deutlich, als Alien-Technologie ins Spiel kommt und interstellare Raumfahrt möglich wird, was die Machtverhältnisse komplett auf den Kopf stellt. Wahrscheinlich ist es die extrem gute Mischung, die *The Expanse* für mich wie auch für viele andere so spannend und unterhaltsam macht: überschaubare Technik und Gegenwartsnähe (trotz Zukunft), sympathische und vielfältige (nicht austauschbare!) Charaktere, politische Brisanz der kulturellen Auseinandersetzung, zwingende militärische Konflikte ohne Pathos, Lerneffekte und Veränderung bei allen Beteiligten, eine variantenreiche sprachliche Gestaltung, intelligent und nicht intellektuell ... einfach gelungen.

Und der Titel schwebt wie ein Memento über allem, dass jede expansionistische Bestrebung, die letztlich nach Überlegenheit sucht, den Keim für Zerstörung und Leid bereits in sich trägt. Nur die Menschlichkeit kann davor retten. »Humans can be better than they are, so let's do that« (Bd. 2, engl. *Calibans War*, S. 111).



Promo-Foto der Verfilmung © Amazon

## KRIEG DER WELTEN IN DEUTSCHLAND



Welche Anwärter auf *Space Opera* gibt es aktuell im deutschsprachigen Raum?

Zugegeben ist mein Lesehorizont hier etwas begrenzt, aber vielleicht auch die Auswahl. *Perry Rhodan*, die Wiege der deutschen *Space Opera*, habe ich nie gelesen (verzeiht!). Science-Fiction in einzelnen Büchern gibt es nicht wenige von namhaften Autoren wie Andreas Brandhorst, Kris Brynn, Andreas Eschbach, Sven Haupt, Jacqueline Montemurri, Nils Westerboer und einigen mehr – die zählen aber qua Definition nicht dazu. Mehrbänder, Zyklen, Serien ... habe ich ein paar für euch gelesen, die zumindest laut Verkaufszahlen recht beliebt beim Publikum sind und von der Kategorie passen könnten. Ob sich darunter etwas findet, dem ich das Prädikat »neue« *Space Opera* verleihen würde, wird sich zeigen. Kurz vorgestellt zu werden, haben sie allesamt verdient.



**Joshua Tree – Das letzte Schlachtschiff**  
(Reihe: Das letzte Schlachtschiff, 2021 ff.)

Wie ein Fantasy-Epos startet Joshua Trees X-Teiler im Regierungstempel von Harbingen. Was zunächst geheimnisvoll und mystisch scheint, ist die Abdankung der Demokratie vor der Herrschaft durch die KI Omega, die Verbannung der Repräsentanten der Kernwelt auf einen fernen Planeten. Unmittelbar auf dieses Ereignis jedoch folgt ein erbarmungsloser Angriff durch Aliens, der Milliarden Harbinger das Leben kostet und ihre neue »Sprungtor-Technologie« (33) vernichtet. Nur ein Schiff, die Oberon, entkommt dem Inferno mit ein paar zehntausend Flüchtlingen. So die Grundkonstellation, aus der sich alles andere entwickelt.

Die Erzählweise ist durchaus komplex und perspektivisch, wobei Technik und Hintergrundinformationen allwissend eingestreut werden, und das nicht zu wenig. Im Übrigen bin ich in meinem Leseleben noch nie so vielen Flotten-Admirälen begegnet (habe 5 gezählt!) wie in diesem Buch, und tatsäch-

lich dreht sich die ganze Handlung um die Mannschaft der verschiedenen Militärschiffe, Machtgerangel und Karriere, alte Rechnungen, eine ange deutete Verschwörung und den Plan der Vernichtung der außerirdischen *Klicks*. Mehr über Hintergründe der Aliens und einer am Schluss auftauchenden zweiten Macht erfährt man auf den 450 Seiten nicht. Begegnung zwischen den Kulturen findet nur in Form von Krieg statt. Kleinere Scharmützel und zwei riesige Schlachten werden in allen militärtechnologischen und -strategischen Details geschildert, heroische Taten inbegriffen, im Mittelpunkt die Oberon, das letzte Schlachtschiff.

Fazit: Gar nicht mal schlecht geschrieben, komplex angelegt, weder brutal noch derb, aber militaristisch bis ins letzte I-Tüpfelchen und insofern in der Tradition der *Military Science-Fiction* eines Robert Heinlein. Für mich und die Suche nach einer »neuen« *Space Opera* schlicht uninteressant (wobei das nicht generell für alles von Joshua Tree gilt!).

**Thariot: Nomads. Kinder der 1000 Sonnen**  
(Reihe: Nomads 2022 f.)

Ich sag's gleich: Thariots *Nomads* ist (für mich) ziemlich trashig, mit sehr coolen Einlagen – und ziemlich tumben. Die Zutaten des Mixes: Außenwelt Eta Prime, eine verlorene »Weltraumprinzessin« (einzige Tochter eines verstorbenen Wirtschaftsmagnaten), ein stummer C3-Android, ein sexbesessener und sexistischer Stationskommandant, eine hasserfüllte Attentäterin, ein guter (oder böser) Onkel, fünf Meter große und um sich schlagende Aliens, ein netter Marinesoldat und viele, viele Opfer. Zimmerlich gehts nicht zu. In *Nomads* wird geflücht, gefickt, geballert und gestorben. Dem Schein nach herrscht im Jahr 41.832 nach Christus Demokratie, in der Realität aber sind es die riesigen Konzerne, die sich in der Milchstraße über die Wurmloch-Verbindungen ausgebreitet haben. Jael, die Tochter eines Konzernchefs, kehrt zur Beerdi gung ihres Vaters aus dem selbstgewählten Exil

zurück und übernimmt (widerwillig) die Führung ihres Wirtschaftsimperiums, handelt aus dem Herzen, macht schnell klar Schiff mit den Außerirdischen und entlarvt den Bösewicht.

Männer-Weltraum-Fantasien ... würde ich sagen. Und ein Teil von mir hatte bei der Hau-Ruck-und-Hau-Drauf-Geschichte seinen Spaß. Natürlich habe ich den Schlüsselsatz gefunden, der alles klärt: »LOS! AUFSITZEN!« (33), womit – ihr erinnert euch an den Anfang dieses Artikels – die Einordnung eindeutig wäre: Weltraum-Western.

Zugeben muss ich, dass ich gut und spannend unterhalten, manchmal sogar überrascht wurde, mitunter lachen musste und locker bis zum Ende durchgehalten habe. Dass manche technischen Details nicht übermäßig in ein vernünftiges Weltbild passen, hat mich nicht gestört – diesen Anspruch legt die Serie nicht an sich an. Miserabel fand ich trotzdem einiges (nicht mal das Derbe, was mir wenig ausmacht): Da werden Infodump-mäßig Erklärungen eingestreut, die mit der Erzählperspektive gerade mal gar nix zu tun haben. Das nervt (auch schon bei Joshua Tree) und geht wirklich anders! Am schlimmsten: permanente Vergleiche (auch in den Gedanken der Protagonisten) mit Situationen aus dem 20. Jahrhundert (Weltkriege, Atombombe, etc.). Das liegt in der Erzählzeit satte 39.000 Jahre zurück und interessiert keinen genoptimierten Typen mehr in der Zukunft. Von Rechtschreibung, Buchsatzfehlern und sprachlichen Schlampigkeiten (ist das der Preis für 3 - 5 Bücher pro Jahr?) will ich gar nicht erst anfangen ... Das ist schade, aber auch kein Drama.

Mit *Nomads*, das inzwischen etliche Bände (und mehrere Reihen) umfasst, hat der Endfünfziger Martin Langner alias Tharriot eine Welt erschaffen, die sich selbst nicht ganz ernst nimmt – einfach drauf losfabuliert im Weltall der Zukunft – und das ganz nett. *Space Opera* ist das allemal, aber nicht vom Typ kulturell wertvoll, eher so Lagerfeuer mit den Jungs und ganz bestimmt mit viel, viel Feuerwasser oder Bier.

### **Kai Meyer: Die Krone der Sterne**

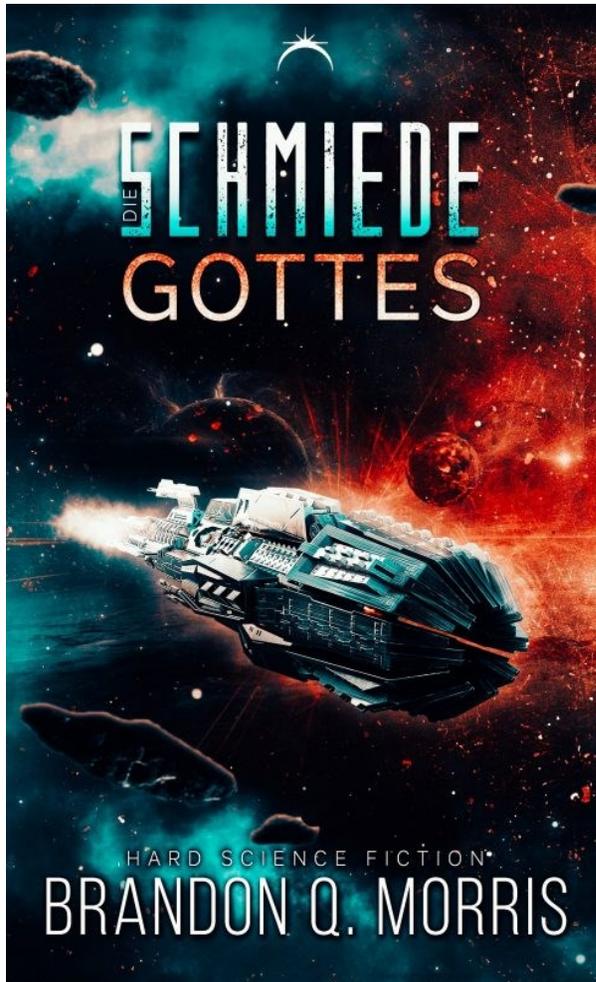
**(Die Krone der Sterne, Trilogie, 2017-2019)**

Kai Meyer gehört ja zum Urgestein der Fantasy-Szene, ist beim Publikum sehr beliebt und hat sich bereits auf verschiedene literarische Terrains gewagt – mit *Die Krone der Sterne* 2017 (in 3 Bänden bis 2019) laut Verlag ins Gefilde der »magischen« *Space Opera*. Vermutlich trifft es das ganz gut.

Die unsterbliche, kindliche Gottkaiserin der Galaxie verlangt regelmäßig nach jungen Frauen aus den Baronien, die ihr zugeführt werden und danach verschwunden bleiben. Iniza droht das gleiche Schicksal, doch auf dem Hexenschiff, das sie abholt, gelingt ihr zusammen mit einem Freund und einem legendären Söldner die Flucht, die sie über Umwege zu ihrem Onkel, dem Anführer der Piraten führt, die über ein besonderes Sternentor verfügen. Nicht nur die mächtigen Hexen verfolgen sie nun unerbittlich, sondern auch der andere Bruder ihres Vaters. Die Muse, eine unterwegs zu der Gruppe gestoßene Androidin, weckt zum Schutz der zusammengewürfelten Gruppe die Macht der Maschinen und beschwört damit einen gewaltigen und uralten Konflikt herauf ...

Eine Baronesse, zwei verfeindete Brüder, Hexen und eine kindliche Gottkaiserin als Gegenspielerinnen und eine alte Macht, die geweckt wird ... Das sind eindeutig die Strukturen für einen Fantasyroman mit tendenziell jugendlichem Publikum. Alles ist routiniert, sprachlich stimmig und in hohem Erzähltempo geschrieben, aber interessant ist es deshalb noch lange nicht. Weltenbau mit unnötig vielen Infos auf den ersten 20 Seiten (vom Publikum so verlangt?), simpel konstruierte Familienfehden, jede Menge Action vermischt mit mittelalterlich-fantastischen Herrschaftsstrukturen, projiziert ins Weltall und ausgeschmückt mit ein paar technischen Erläuterungen und *Star-Wars*-Gefechten ... All das macht noch kein ernst zu nehmendes Science-Fiction-Epos aus. Das ist einfache, kommerziell übliche und handwerklich sauber produzierte

Unterhaltung (garantiert ohne störende Denkanstöße!) und insofern durchaus *Space Opera*, mit magischer oder fantastischer Note, aber nicht im besten Sinne des Genres.



**Brandon Q. Morris: Die Schmiede Gottes**

**(Reihe: Die kosmische Schmiede, 2022 f.)**

Wenn sich im Jahr 2144 die Wege eines verzweifelten Priesters und einer gescheiterten Astrologin kreuzen sollen, bedarf es schon einer weitsichtigen KI mit geheimnisvollen Interessen, dass daraus eine richtige Geschichte entsteht. Vater Paul Henson sucht nach dem tragischen Tod seiner Familie den Gottesbeweis im Kosmos (in guter theologischer Tradition der katholischen Kirche), Celia hofft auf eine sensationelle Entdeckung in sogenannten Dunkelwolken (Orte der Planetenentstehung) für ihre Rehabilitation, Alexa (Amazons in die Datenfreiheit entlassene KI) studiert menschliche Schicksale. Als

tatsächlich ein unerklärliches Phänomen in der Weite des Universums erscheint, organisiert Alexa einen alten Raumfrachter samt Crew sowie ein stillgelegtes Teleskop im Weltraum und bringt alle zusammen ins All, um mit diesen Daten einen wissenschaftlichen Nachweis zu erbringen. Ein mysteriöser Gegenspieler lässt sie mit einer lichtschnellen Rakete beschießen (die anderen KIs oder gar Außerirdische?), aber gemeinsam erreichen sie am Ende die Sensation ...

Morris hat sich mit »Hard Science-Fiction« ein eigenes Label geschaffen, wobei »hard« meint, dass die technischen Entwicklungen und Settings in seinen Romanen einem harten Realitätscheck nach physikalischen Kriterien standhalten. Der Autor ist selbst Physiker und nebenbei vielleicht sogar Selfpublisher-Papst (unter seinem bürgerlichen Namen Matthias Matting). Kriegt der Naturwissenschaftler aber auch eine ordentliche Story hin? – Mir hat sein Werk von den vier deutschsprachigen am besten gefallen. Es ist langsam erzählt mit interessantem und gut eingebautem Wissen, nicht ständig bemüht, die Spannungsnerven bis zum Reizlimit zu kitzeln (wobei es auch solche Szenen gibt). Das Szenario baut sich eher aus den verschiedenen Perspektiven und dem Geheimnisvollen auf, das da draußen im Weltall, aber auch bei den weit entwickelten KIs lauert. Hundertprozent glaubwürdig in der psychologischen Konstitution der Akteure erschien mir nicht alles, aber stimmig genug, um sich auf die Wissenschaftsreise mit gutem Unterhaltungswert einzulassen.

In den weiteren Bänden macht sich die Gruppe um die Astrologin tatsächlich ins Weltall auf, und sie werden mit gleich mehreren anderen intelligenten Spezies und deren Plänen konfrontiert, die es mit Gewalt oder Raffinesse zu lösen gilt. Aber der vierte und vermutlich letzte Band ist zum jetzigen Zeitpunkt (05/2023) noch nicht veröffentlicht, und laut meiner Korrespondenz mit Brandon Q. Morris auch noch nicht fertig geschrieben. Das Zeug zu einer »neuen« *Space Opera* hätte die Reihe.

# NEUE SPACE OPERA?

## MEHR ALS SOAP, STAR WARS UND PERRY RHODAN?

So. Wie war der kleine Ritt durchs aktuelle Zukunftsweltraumgeschehen? – Der Hintern tut weh? Oder vielleicht der Kopf? Dann wäre vielleicht doch eher zur *Horse Opera* zu raten, wovon es auch unter Weltraumwerken immer noch mehr als genug Nachschub gibt. Von dem neuen Trend prämiierter *Space Opera* aus dem englischen Sprachraum wäre man dann allerdings ziemlich abgehängt ...

Im Ernst und ohne Pferdemetapher: Auch ich lese Bücher und suchte Serien, die ich selbst als Trash oder eben »nur unterhaltsam« bezeichnen würde. Das hat sein Recht und seine Zeit, sollte aber nicht alles sein. Deshalb werbe ich für anderen Lesestoff, kämpfe ritterlich wie Don Quijote auf seiner Rosinante dafür, dass wir über den eigenen Horizont hinausschauen, wie dies beim Lesen von moderner *Space Opera* tatsächlich passieren kann.

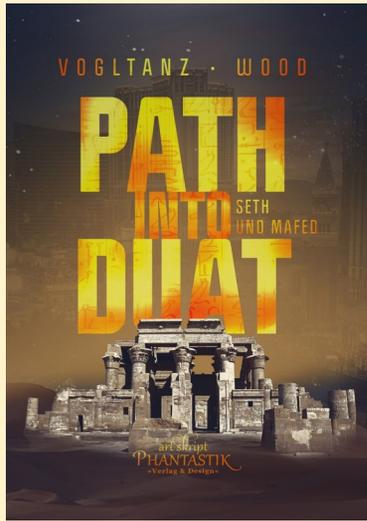
Klischees, ewig Gleiches, heroischer Militarismus und damit *Soap* im schlechtesten Sinne lässt sich den beiden zuerst vorgestellten und durchaus populären Vertretern (Arkady Martine, James Corey) sowie einer aktuellen Generation von *Space Opera* nicht mehr unterstellen. Im Gegenteil. Der amerikanische Büchermarkt macht es uns vor: Science-Fiction in epischer Breite im Weltraum kann literarisch, gesellschaftskritisch und für ein breites Publikum ohne Scheuklappen unterhaltsam und lesenswert sein. Das ist die »neue« *Space Opera*. Im deutschsprachigen Raum sehe ich – nach meiner zugegeben beschränkten Analyse – durchaus noch Nachholbedarf. Und vielleicht ein mutigeres und offeneres Publikum, das sich nicht nur auf den einschlägigen Conventions tummelt, sondern die Nase tief in andere Literatur steckt und vom Markt und den Verlagen mehr verlangt. Was mir als zutiefst freiheitsliebendem Menschen dennoch fehlt: Kann es nicht mal einen Entwurf geben, bei dem ein wirklich (basis)demokratisches System in Berührung mit einer anderen Welt kommt und sich bewährt? Das wäre doch echt mal *abgespaced* ...

### BIBLIOGRAPHISCHE ANGABEN

- **Arkady Martine: *Im Herzen des Imperiums***, ISBN: 978-3453319936, Heyne 2019, aus dem Amerikanischen von Jürgen Langowski.
- **Arkady Martine: *Am Abgrund des Krieges***, ISBN: 978-3453319943, Heyne 2022, aus dem Amerikanischen von Bernhard Kempen.
- **James Corey: *The Expanse***, Band 1- 6, Heyne 2012 (2011) – 2019 (2016), aus dem Amerikanischen von Jürgen Langowski, Band 9 (Abschluss) 2021.
- ***The Expanse***, TV-Serie 2015-2022, Produktion: Netflix (Staffel 1-3), Amazon (Staffel 4-6)
- **Joshua Tree: *Das letzte Schlachtschiff***, ISBN: Joshua Tree Ltd. 2021 (f.)
- **Thariot: *NOMADS. Kinder der tausend Sonnen***, 2022 (f.)
- **Kai Meyer: *Die Krone der Sterne***, FISCHER Tor, 2017-2019 (3 Bände, abgeschlossen)
- **Brandon Q. Morris: *Die Schmiede Gottes***. Hard Science-Fiction, (*Die kosmische Schmiede*) 2022 (f.)

### QUELLEN UND WEITERFÜHRENDE LINKS

- **Space Opera, u. a. Wikipedia (engl):** [en.wikipedia.org/wiki/Space\\_opera](https://en.wikipedia.org/wiki/Space_opera)
- **Arkady Martines HUGO-Rede:** [www.arkadymartine.net/blog/the-speech-i-gave-at-the-2020-hugo-awards](http://www.arkadymartine.net/blog/the-speech-i-gave-at-the-2020-hugo-awards)
- **Interview James Corey:** [www.phantastiknews.de/index.php/interviews/18150-im-gespraech-mit-james-corey](http://www.phantastiknews.de/index.php/interviews/18150-im-gespraech-mit-james-corey)
- **Webseite Joshua Tree:** [www.joshuatreeauthor.com](http://www.joshuatreeauthor.com)
- **Webseite Thariot:** [www.thariot.de](http://www.thariot.de)



© Art Skript Phantastik Verlag

MELANIE VOGLTANZ &amp; JENNY WOOD

**PATH INTO DUAT**

Mafed (»die Katze«), Totengott und Begleiter der Toten, verlässt Hals über Kopf New York und begibt sich auf den Weg nach Kalifornien. Er flieht vor seinem Leben, seiner Vergangenheit, vor den Menschen, die ihm nahe stehen, einfach vor allem.

In der Mojavewüste nimmt der Totengott die starke Präsenz eines anderen Gottes wahr. Die Stärke der Aura macht ihm sofort klar, dass es nur einer der neun Hauptgötter sein kann, der hier sein Lager aufgeschlagen hat. Respekt und Ehre verlangen von Mafed, dass er diesem Gott seine Aufwartung macht. Hätte er gewusst, um wen es sich handelt, hätte er sicher einen großen Bogen um die Wüste geschlagen, denn in der Bar »Heliopolis« trifft er auf niemand anderen als Seth, Gott des Chaos und Brudermörder. Mafed möchte so schnell wie möglich weiter, aber die beiden menschlichen Begleiter des Chaosgottes, Tara und Billy, überreden ihn, eine Nacht zu bleiben und sich auszuruhen. Aus dieser Nacht wird ein lan-

ger Aufenthalt, denn Seth bringt sich unabsichtlich in Schwierigkeiten und wird bald als Mörder gesucht. Jemand hat ihm eine Falle gestellt, und dieser Jemand kann nur eine Person aus seiner göttlichen Vergangenheit sein. Mafed, ehemals Rechtsmediziner und Ermittler in New York, versucht wider besseren Wissens, Seth zu helfen, was dieser mit Undank und Unfreundlichkeit belohnt. Seth kann den Yuppie aus New York mit seiner schicken Frisur, seinem tollen Auto und den edlen Klamotten nicht leiden und zeigt dies auch sehr deutlich. Nur Tara und Billy zuliebe bleibt Mafed und versucht, die wahren Schuldigen zu finden.

Ich war auf der BuCon bei der Lesung der beiden Autorinnen, und sie haben das so klasse gemacht, dass ich richtig Lust auf die Geschichte bekommen habe. Ägyptische Götter, die im »Hier und Jetzt« stranden, das erinnert ein wenig an *American Gods* von Neil Gaiman, aber damit hört die Ähnlichkeit schon auf. Beide Autorinnen sind noch relativ jung, und das merkt man der Sprache und dem Schreibstil an. Flott, humorvoll und absolut zeitgemäß. Zu Beginn zieht sich die Geschichte etwas, aber als Seth nach langem Hin und Her akzeptiert, dass der Yuppie wirklich hilfreich sein kann, kommt richtig Fahrt in die Erzählung.

Seth und Mafed könnten unterschiedlicher nicht sein. Mafed ist seit tausenden von Jahren auf der Erde. Er hat die Entwicklung der Menschheit miterlebt, hat sich in den Jahrhunderten angepasst und immer wieder neu erfunden. Er erzählt im Laufe der Geschichte irgend-

wann, dass er drei Mal Medizin studiert hat. Er legt großen Wert auf Kleidung, trägt sein schulterlanges Haar zu einem modischen Zopf geflochten, er liebt sein schickes Auto, und er passt sich den Gegebenheiten der modernen Zeit perfekt an. (Irgendwie hatte ich hier immer Tom Hiddleston vor Augen). Seth hingegen ist erst seit kurzem in den heutigen USA. Er kommt mit der Zeit nicht klar, allerdings liebt er es, auf seinem Motorrad durch die Wüste zu brausen und sie auf seiner Haut und in seinem Herzen zu spüren. Das »Heliopolis« ist eine abgewrackte Bikerkneipe mit wenigen Gästen, in der Seth für den meisten Absatz an Alkoholika sorgt.

Während Seth zu den Neun gehört, ist Mafed ein eher untergeordneter Gott, dessen Natur eigentlich von ihm verlangt, Seth zu gehorchen. Das Leben unter den Menschen hat Mafed allerdings selbstbewusster gemacht, er ist nicht mehr der gehorsame Diener wie in der Antike, er hat schon lange gelernt, dass die Götter in der modernen Zeit keine Rolle mehr spielen. Sehr zu Seths Verdruss freundet sich Mafed schnell mit Billy und Tara an. Sie wissen um die Herkunft der beiden Männer, gehen aber locker damit um.

Als Immobilienmakler auftauchen und Seth unter Drohungen die Kneipe abkaufen wollen, schmeißt er diese hochkant hinaus. Dumm nur, dass einer der Makler verschwindet und Tage später völlig verkohlt in der Wüste gefunden wird. Für einen Gott des Feuers und des Chaos wäre es ein Leichtes, einen Menschen in Flammen zu setzen. So steht Seth schon

bald unter Mordverdacht. Ich habe mich während des Lesens immer gefragt, wie es sein kann, dass Mafed schon so lange unter den Menschen lebt, während Seth erst seit einem halben Jahr in der USA ist. Ich habe Jenny Wood auf der ComicCon danach gefragt, und sie hat mir erzählt, dass dieses Geheimnis in einer Novelle erzählt wird. Einerseits ärgerlich, aber andererseits möchte man nach diesem Roman mehr über Seth und Mafed lesen, so dass ich sicher auch zu *Road To Ombos* (Melanie Vogltanz) und *Totenfluch* (Jenny Wood) greifen wer-

de, den anderen Romanen, die von den Autorinnen noch jeweils alleine geschrieben wurden.

Es ist schön, dass sich die beiden Autorinnen gefunden haben, ihre Zusammenarbeit hat einen unterhaltsamen Roman geschaffen, den man gerne liest und der Lust auf mehr macht.

Das Glossar am Ende ist ein kleines Leckerli, ich habe allerdings nach Seth und Mafed googelt, weil ich doch etwas mehr erfahren bzw. meine Erinnerungen auffrischen wollte.

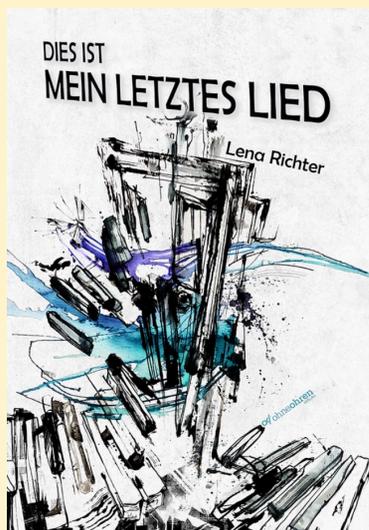
Fazit: Ich hatte beim Lesen viel Spaß und habe den Roman in

einem Rutsch durchgelesen. Die 600 Seiten vergingen wie im Flug. Modern, flott und sehr humorvoll mit beißenden Dialogen, wie ich sie mag.

Mehr davon bitte!

**Art Skript Phantastik Verlag,  
Okt. 2023, Softcover, 18,00 €,  
Seitenzahl: 600  
ISBN TB: 978-3945045398**

REZENSIERT VON **PETRA BERGER**



© Verlag ohneohren

**LENA RICHTER  
DIES IST MEIN  
LETZTES LIED**

»Alle hier sehen das Tor, doch nur eine Person kann hindurchgehen. Nur eine Person. Nur ich.«

Ich werde rasch abgeholt, weil das erzählende Ich, Qui, beim Spielen eines Instruments eine Pause eingelegt hat, wie so viele Kunstschaffende auch in unserer Welt, weil es andere Zwänge

gibt und Geld verdient werden muss. »Irgendwann, nahm ich mir vage vor, irgendwann würde ich wieder anfangen.«

Durch das Spielen des Lieds öffnet sich ein Tor und die Hauptfigur kann hindurchgehen. So reist Qui durch acht Welten, bis Qui das Lied spielt, das wiederum ein neues Tor öffnet, zunächst zu neuen Welten, bis zum letzten Lied.

Ich habe Lieblingswelten oder vielmehr Lieblingslieder innerhalb dieser Novelle:

Das dritte Lied mag ich sehr, es spielt auf einem Kryo-Frachter, und fünf Menschen sind wach, während die anderen die Reise im Kryoschlaf erleben.

Der Planet musste aufgegeben werden, da die Sonne vor ihrer Zeit erkaltete, allerdings sind einige auch geblieben. Kommuniziert wird mittels Übersetzungsmodul. Das große Ganze ist hier ebenso wichtig wie die Einzelschicksale. Jene fünf, die wach bleiben, reisen 93,4 Jahre, werden also kein Leben an dem neuen Ort führen, sie verbringen

ihr restliches Leben auf diesem Frachter.

Auch das vierte Lied ist ein Favorit, als Qui für die sterbende Welt spielt und nichts und niemanden mitnehmen kann durch das Tor, das sich am Ende für Qui allein öffnet.

Die Geschichte um T'irl, die Liebe, als Qui gar nicht weg will, gefällt mir auch, aber auch diese Episode dauert natürlich nicht an. Das siebte Lied. Und natürlich das letzte Lied, da schließt sich der Bogen, und ich lege die Novelle fort und frage mich, ob ich am besten gleich noch mal von vorn zu lesen beginne.

Die klare Struktur wird unterstrichen durch die gezielte und gut platzierte Wiederholung des Satzes *Dies ist mein letztes Lied*, es erzeugt auch während des Auftakts Neugier: Wieso ist das Quis letztes Lied? Was hat es mit den Toren auf sich?

Alles ist im Präsens geschrieben, was ich sehr mag. Ich finde keine zu mainstreamigen Formulierungen oder Phrasen, im

Gegenteil: Metaphern und Vergleiche, die zum Setting passen. Die Kreativität und Sorgfalt der Autorin kann ich nur begrüßen, wer viel liest, findet viele schöne Formulierungen, die es eben nicht überall sonst im Sonderangebot gibt.

Zu jedem Lied gibt es einen prägenden, passenden Satz, hier ein Beispiel:

»Mein drittes Lied spiele ich für 47.312 Lebensformen in Kryostase und die fünf Menschen, die über sie wachen.«

Durch die unterschiedlichen Welten, die gezeigt werden, lässt sich manchmal auch Sozialkritik herauslesen, natürlich vordergründig bezogen auf die jeweilige erdachte Welt (wie Deriton 5), doch es finden sich Entsprechungen in der unseren. So haben »Wrenn und Nddar [...] eine ausreichend große Summe gespart und verloren sie vollständig durch eine hohe Strafzahlung an Sarciplex, weil herauskam, dass sie ihre Wohneinheit als Geschäftssitz angegeben hatten.«

Parallelen, vor allem zu Kunstschaffenden in unserer Welt, lassen sich viel zu leicht finden. Im gleichen Kapitel wird eine vielversprechende Sportkarriere beendet, weil jemand hohe Rechnungen für einen Unfall

des Vaters zahlen muss.

Ich bin großer Fan des Weltenbaus! So viele Welten, und dann werden in Nebensätzen Informationen losgelassen wie Lektora, diese asteroidenumspannende Metropole. Schon stelle ich mir diesen Ort vor und frage mich, wie genau die einzelnen Asteroiden miteinander verbunden werden, und gerade weil eben nicht alles haarklein erklärt und beschrieben wird, können wir SF-Fans die Lücken selbst füllen. Das lässt alles viel lebendiger werden als ausufernde Beschreibungen, die die Handlung stoppen. Dabei erhalten wir immer wieder kleine Informationen, die das Bild schärfen und erweitern.

Vordergründig geht es um Quis Reise durch die Tore. Qui lernt Welten kennen, die Qui gern wieder verlassen oder auf denen Qui eben am liebsten bleiben würde, sich das aber nicht aussuchen kann. Wenn es Zeit dafür wird, spielt Qui das Lied, und geht danach durchs Tor und betritt die nächste Welt.

Hintergründig zieht sich durch alle Kapitel ein Thema wie dieses: Füge dich deinem Schicksal und deiner Aufgabe und lebe entsprechend für den Augenblick und aufrichtig; und achte darauf, was du Sinnvolles für

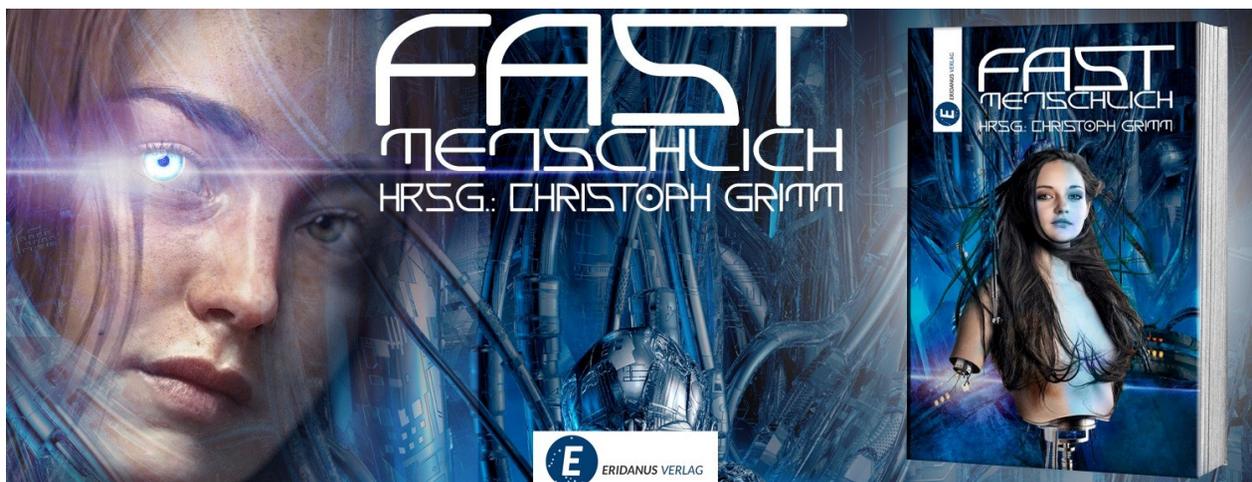
die Nachwelt zurücklässt. Das würde zu allem passen, auch zum Schluss. Unser aller Leben ist begrenzt. Wir alle spielen irgendwann unser letztes Lied und verlassen diese Welt. Was bleibt dann von uns? Was haben wir aus unserer Zeit (unserer Spielzeit/Bühnenzeit) gemacht?

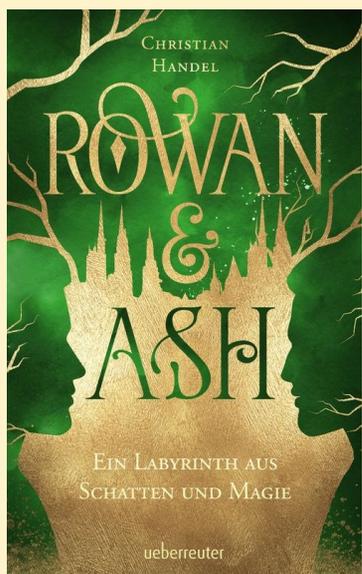
Es gibt mehrere Neo-Pronomen (z.B. *sier/sien* und als Neo-Relativpronomen *dien*, fand ich sehr gut lesbar), während Qui selbst offenbar keines nutzt. Wenn weder Mrs. noch Mr. passt, gibt es Mx, was mir gefällt. Pluralbildung mit \* kommt auch vor. Es gibt aber auch selbst erfundene Pluralformen wie *Mechanex*.

Fazit: Eine wundervolle Novelle, die, obwohl sie sich so sehr auf das Ende zu konzentrieren scheint, eigentlich mehr über das spricht, was vor dem Ende passiert und was nach dem Ende bleibt.

**Verlag ohneohren, Februar 2023, Paperback, 8,49 €, Seitenzahl: 150 ISBN TB: 978-3903296589**

REZENSIRT VON YVONNE TUNNAT





CHRISTIAN HANDEL  
**ROWAN & ASH**  
 EIN LABYRINTH AUS  
 SCHATTEN UND MAGIE

Mit dem Erscheinen von *Rowan & Ash* von Christian Handel im Jahr 2020 wagte der Ueberreuter Verlag etwas, das sich bis dato kaum ein anderer Publikumsverlag getraut hatte: einen Fantasy-Jugendroman mit einem queeren Protagonisten zu veröffentlichen.

Der Autor entführt uns in diesem Roman in ein märchenhaft anmutendes Fantasysetting: Magie ist selten im Königreich Iriann. Sie kann nur mit Hilfe bestimmter Artefakte gewirkt werden, deren Macht sich aus dem Schattenlabyrinth im Herzen des Reiches speist. Doch dort wächst auch eine dunkle Bedrohung heran, die durch die Versiegelung des Labyrinthes gebannt werden soll – selbst wenn dann die Magie aus der Welt verschwindet.

Der Protagonist Rowan hat jedoch noch viel größere Sorgen: Seine Hochzeit mit der Kronprinzessin von Iriann, mit der er von Kindheit an verlobt ist, steht kurz bevor – eine Verbin-

dung, die seiner Familie die Rückkehr in die höchsten Herrschaftskreise ermöglichen soll. Die Augen des ganzen Königreiches sind auf ihn gerichtet und drohen zu erkennen, was er um jeden Preis zu verbergen versucht: seine Gefühle für Ash, den Prinzen von Gwilen.

*Rowan & Ash* hat wie so viele Jugendbücher die erste Liebe zum Thema. Sie ist unschuldig und ungewohnt, fiebrig-berauschend und überwältigend, aber auch verwirrend und verunsichernd. Vor allem in Rowans Fall, hat er sich doch in einen Mann verliebt – etwas, das in Iriann nicht gern gesehen ist. Er fürchtet sich, zum Gespött der Leute zu werden, und ganz besonders davor, seinen Vater und seine Verlobte zu enttäuschen. Der Kampf, den er im Laufe des Romans auszufechten hat, ist in erster Linie der um Selbstakzeptanz. Rowan hadert mit seinen Gefühlen für Ash, braucht seine Zeit, bis er sie sich eingestehen kann. Einfühlsam, ermutigend und mit spürbarem Herzblut erzählt Christian Handel von Rowans Weg, seiner inneren Zerrissenheit. Das alles ist vermengt mit einem Hauptplot voller Magie und (wie für Handel üblich) märchenhaften Elementen.

Ich muss gestehen, dass ich eher selten Jugendbücher lese – Handels Erzählung ist ab 14 Jahren empfohlen –, weil ich ihnen häufig kaum mehr etwas abgewinnen kann. Das hat sich für mich teilweise auch bei *Rowan & Ash* bestätigt. Sprachlich und inhaltlich ist der Roman jugendbuchtypisch einfach gehalten. Die Auflösung des Rätsels um das Schattenlabyrinth konnte mich nicht wirklich überraschen (dafür habe ich

wohl schon zu viel Leseerfahrung). Auch das Ende ist für meinen Geschmack zu abrupt und lässt die wirklich interessanten Fragen und Entwicklungen offen. Schade! Hier hätte es gern noch ein Kapitel mehr oder ein Epilog sein dürfen.

Für mich ist jedoch ganz klar die Beziehung zwischen Rowan und Ash das Element, das den Roman trägt und ausmacht. Deshalb kann ich auch – trotz meiner Kritik – eine klare Leseempfehlung für die jugendliche Zielgruppe aussprechen.

Fazit: Die magische, einfühlsam erzählte Coming-Out-Geschichte im Fantasygewand ist ein Plädoyer für Toleranz und (Selbst-) Akzeptanz. Mit Rowan – und nicht zuletzt mit Ash, der sich keinen Deut darum schert, was andere über seine sexuelle Orientierung denken – gibt der Roman Jugendlichen ein Identifikationsangebot, das Mut macht, zu sich selbst zu stehen.

**Ueberreuter, Juli 2020,**  
**Hardcover, 17,95 €,**  
**Seitenzahl: 416**  
**ISBN TB: 978-3764171056**

REZENSIERT VON ANNA EICHENBACH



«Desertierende Drohnenschwärme, halluzinierende Rechner, virale Wurstbrote und überall diese verdammten Blumen!«, fluchte der General. »Das ist doch kein Leben für einen Soldaten. Wie soll sich jemand in diesem Irrsinn noch zurechtfinden?«  
 »Wer oder was auch immer da gegen uns arbeitet«, entgegnete Calvin ruhig, »weiß genau, was er tut. Das Ganze ist in seiner völligen Chaotik viel zu regelmäßig. Jemand möchte, dass es genauso aussieht, damit wir nicht verstehen, dass es einen einzelnen Punkt gibt, an dem alle Fäden zusammenlaufen.«

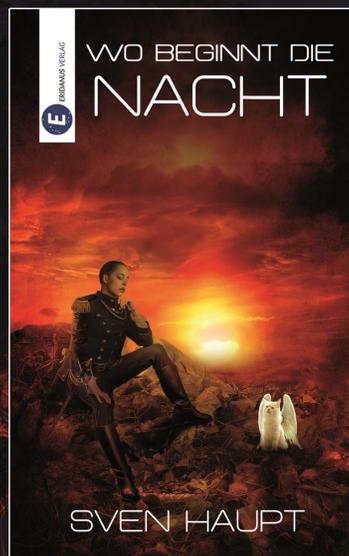
Nach »*Stille zwischen den Sternen*« (ausgezeichnet mit dem Deutschen Science-Fiction Preis 2022) und »*Wo beginnt die Nacht*« begeistert Autor Sven Haupt in »*Niemandes Schlaf*« erneut mit einer ebenso ungewöhnlichen wie bedeutenden Scifi-Geschichte.

Preis: 16,00 €  
 ISBN 978-3-946348-35-5

# NIEMANDES SCHLAF



STILLE ZWISCHEN DEN STERNEN  
 Preis 14,90 €  
 ISBN 978-3-946348-29-0  
 366 Seiten

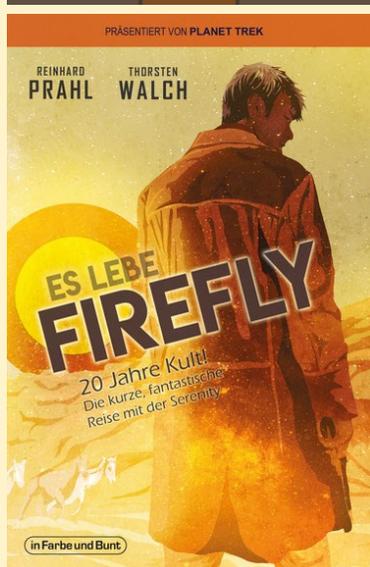


WO BEGINNT DIE NACHT  
 Preis 15,90 €  
 ISBN 978-3-946348-35-1  
 372 Seiten



ERIDANUS VERLAG

Besucht uns hier:  
<https://eridanusverlag.de>  
<https://www.facebook.com/eridanusverlag>  
<https://www.instagram.com/eridanus.verlag.sf/>  
 Kontakt: [service@eridanusverlag.de](mailto:service@eridanusverlag.de)



PRAHL, SÜLTER, WALCH  
**DIE STAR TREK CHRONIK**  
 BAND 3: TNG | BAND 4: PICARD

PRAHL, WALCH  
**ES LEBE FIREFLY**

© Verlag in Farbe und Bunt

Drei Bücher in einer Rezension abzuhandeln, mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen. Die Titel verbindet jedoch nicht nur ein Reihenkonzept, sondern auch die Verfasser, womit sich alle drei Bücher auf gleichem Niveau befinden.

Jeder Band folgt demselben Aufbau: Zunächst wird auf die Entstehung und Produktion der jeweiligen Serie eingegangen. Es folgt ein inhaltlicher Überblick mit Beschreibungen der wichtigsten Charaktere, bei denen im Anschluss die Biografien der Darsteller nachgereicht werden. Die Zeit der ersten Ausstrahlung wird ebenso wie die Nachwirkung und der Einfluss der Serien betrachtet. Weitere Kapitel drehen sich um begleitende Medien (Bücher, Games, Merchandise) oder Reunions. In vereinzelt eingestreuten Interviews kommen Experten, Fans, einzelne Darsteller und Produktionsmitarbeiter zu Wort.

Das Herzstück von jedem Band ist ein ausführlicher Episodenführer (was eingedenk der Episodenanzahl auch das Ziegelstein-artige Ausmaß des *Next-Generation*-Bandes erklärt), der pro Folge mit einer inhaltlichen Zusammenfassung und einer detaillierten, nachvollziehbar begründeten Analyse aufwartet. Zumeist wird eine Episode von einem der drei bzw. zwei Autoren besprochen, wobei die jeweils anderen gelegentlich mit »Einspruch, Herr Kollege« weitere Meinungen, die einige Aspekte anders beurteilen, beisteuern.

Die Herren Sülter, Walch und Prahl sind merklich Fans der jeweiligen Serien, aber auch langjährig erfahrene Genre-Journalisten. Diese Kombination sorgt einerseits für die char-

mante Note akribischer Leidenschaft, wie sie nur Fans zu eigen ist, andererseits für sorgsam recherchierte Fakten, gut strukturierte Kapitel, einen gefälligen Stil und differenzierte Betrachtungen. Gewissermaßen das »Beste zweier Welten«.

Die Frage, ob in Zeiten frei zugänglicher Wikis von alexandrinischen Ausmaßen noch Bücher wie diese gebraucht werden, muss jede:r für sich selbst entscheiden. Ich jedenfalls ziehe informative, gut geschriebene Sachbücher einem zeitintensiven »Herumgoogeln« vor.

Fazit: Wer die Serien gerne sah / neu entdeckt hat / liebt / vergöttert (Unzutreffendes bitte streichen) wird an den unterhaltsamen und informativen Sachbüchern Freude haben.

#### Verlag in Farbe und Bunt

PRAHL, SÜLTER, WALCH  
*DIE ST-CHRONIK Bd. 3: TNG*  
**2022, Softcover, 19,90 €**  
**Seitenzahl: 700**  
**ISBN: 978-3959363594**

PRAHL, SÜLTER, WALCH  
*DIE ST-CHRONIK Bd. 4: PICARD*  
**2023, Softcover, 16,80 €,**  
**Seitenzahl: 250**  
**ISBN: 978-3959363983**

PRAHL, WALCH  
*ES LEBE FIREFLY*  
**2022, Softcover, 16,80 €,**  
**Seitenzahl: 200**  
**ISBN: 978-3959363617**

REZENSIERT VON CHRISTOPH GRIMM



© Wortschatten Verlag

LISA J. KRIEG  
**DREI PHASEN DER  
 ENTWURZELUNG**  
 ODER  
**DIE LIEBE DER  
 SCHILDKRÖTEN**

*Jemand eilt an Anna vorbei, eine Sanitäterin. Ihr brauner Stiefel tritt auf den Käfer, zermalmt ihn. Bestimmt geht sie Leben retten.*

Dieses Zitat ist die Prämisse des Romans in einer Nussschale. Innerhalb des Buchs ist die Grenze zwischen Tier und Mensch weniger klar, was die Sicht auf Tiere beeinflusst und somit auch den Wert des Lebens.

In der Welt dieses Romans gibt es die Möglichkeit, ja, manchmal sogar die Notwendigkeit, Kinder bereits im Mutterleib mit Tier-DNA zu »hybridisieren«.

Anna, die Hauptfigur des ersten Teils des Romans, ist schwanger. Ihr ungeborenes Kind hat nur mit Tier-DNA eine Chance zu überleben, da der Embryo Genschädigungen aufweist. Es ist nicht das erste Kind, dem so geholfen werden kann. In Annas Welt gibt es viele (auch erwachsene) Menschen, die Hybride

sind, einige deutlich sichtbar, andere viel subtiler. So verschwimmen hier die Grenzen zwischen Tier und Mensch, haben kleine Mädchen ggf. einen Schnabel oder Federn statt Haare, Flossen statt Arme oder einen Schwanz.

Dies wird einfühlsam und aus überzeugender Perspektive erzählt, so dass ich mir permanent vorstellen kann, wie diese Welt aussieht, und auch Annas Haltung dazu nachvollziehen kann.

Annas Schicksal ist daran geknüpft: Nicht nur, dass sie selbst auch in der Lage ist, unter Wasser zu atmen (zumindest theoretisch, praktisch verlangt das von ihr starke Überwindung), ihr jüngerer Bruder wurde hybridisiert. Seinerzeit haben aber ihre Eltern auf eine teure, zertifizierte Behandlung verzichtet, um Annas Ausbildungsfonds nicht anzugreifen. Dadurch ging die Hybridisierung des Bruders nicht gut aus, so dass er lebenslang gepflegt werden muss. Die Nebenhandlung um den kranken Bruder bringt mir Anna besonders nahe.

Ich bin sehr dicht an der Hauptfigur Anna in Teil 1 dran, genau wie ich es sein möchte, weil ich mich vor allem mit ihr als Wissenschaftlerin, mit ihrem großen Interesse für die wilde Schildkröte und mit ihrer Sorge für ihr ungeborenes Kind identifizieren kann.

Nun aber endet Annas Geschichte, nachdem es ihr gelungen ist, die DNA des ungeborenen Kindes durch Hybridisierung zu reparieren. Es folgt Teil 2, in dem Anna nur noch eine Nebenfigur ist.

Teil 2 könnte als längere Novelle komplett alleine stehen, auch

wenn das für Menschen mit schlappem Phantastikmuskel wie mich ohne Teil 1 schwierig geworden wäre. Durch die sanfte Vorbereitung in Teil 1 bin ich bereit, mich darauf einzulassen. Trotzdem bleibt ein dicker Wermutstropfen: Nicht überraschend und im Rahmen der Handlung auch sinnvoll ist nun Annas Kind Nisha die Hauptfigur, nicht mehr Anna. Deren Konflikte und Probleme liegen mir ferner und ich kann mich nicht halb so gut mit ihr identifizieren wie mit Anna. Der Schluss des zweiten Teils hingegen hatte etwas postapokalyptisches und hat mich komplett abgeholt.

Danach, in Teil 3, wechselt die Perspektive erneut. In diesem letzten Teil stehen erneut Menschen im Fokus, die sich mit Wissenschaft und Forschung auseinandersetzen. Die Hauptfigur ist Annas Enkelin Lokapi. Lokapi kommt mir durch ihre Suche nach ihrer Mutter (oder generell nach ihren Wurzeln und einem Platz in der Welt) nahe. Dieses Thema zieht sich in verschiedenen Farben auch durch die drei Teile: Anna weiß, woher sie kommt, hat aber ihre komplette Familie verloren. Nisha lebt bei ihren Eltern, fühlt sich dort jedoch gar nicht zu Hause, entscheidet sich später aber (recht überraschend) anders, was allerdings nur indirekt und nicht mehr aus ihrer Perspektive erzählt wird. Lokapi hingegen weiß fast nichts darüber, woher sie kommt, und sie muss sich auf die Suche machen.

Die Figuren zeichnen sich durch ihr starkes Bemühen aus. Zunächst Anna, die ihr ungeborenes Kind retten und ihm ein Leben bieten möchte.

Nisha, die Lebensraum für sich und ihre Freund:innen sucht.

Dann Lokapi, die unter anderem auf der Suche nach ihrer Mutter ist.

Anna ist am sorgfältigsten ausgearbeitet oder kam mir einfach aus persönlichen Gründen am nächsten. Bei den anderen beiden hat es mit der Identifikation ein wenig länger gedauert. Sie waren aber stets interessant genug, um ihnen weiter folgen zu wollen.

Einige Nebenfiguren waren ebenfalls sehr plastisch und

wurden durch Details oder ihre Handlungen charakterisiert, stets szenisch, nicht so sehr beschreibend. Manchmal kam das auch durch die Sorge (v. a. von Anna) rüber. Die Hybridität in der Welt des Romans verfremdet einiges, das wir auf der Welt an Feindlichkeit gegenüber dem vermeintlich Anderem haben, sei es Queerfeindlichkeit oder Rassismus. Außerdem gibt es in dem Buch einige queere Nebenfiguren, nicht nur bezogen auf Sexualität, sondern auch auf Krankheit, Entstellun-

gen oder Neurodiversität.

Fazit: Ein anspruchsvoller Roman mit beeindruckendem Weltenbau, den ich gern gelesen habe und weiterempfehlen kann. Ich persönlich warte schon ungeduldig auf den zweiten Roman aus der Feder von Lisa Jenny Krieg.

**Wortschatten Verlag, November 2023, Paperback, 17,00 €, Seitenzahl: 466**

**ISBN TB: 978-3969640289**

REZENSIERT VON YVONNE TUNNAT



# ALIEN CONTAGIUM

ERSTKONTAKT-GESCHICHTEN

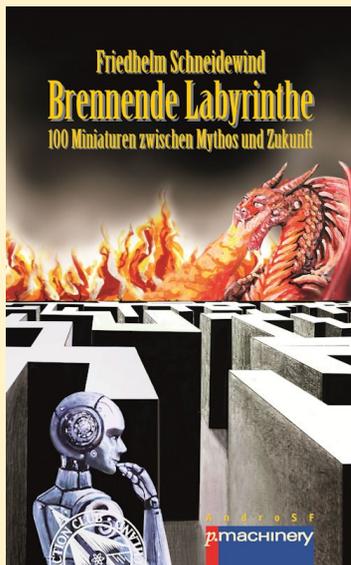
HRSG.: CHRISTOPH GRIMM

ERIDANUS VERLAG

<http://eridanusverlag.de/>

14,90 EUR

NOMINIERT FÜR DEN KURD-LASSWITZ-PREIS 2023



© p.machinery

FRIEDHELM SCHNEIDEWIND  
**BRENNENDE LABYRINTHE**  
 100 MINIATUREN ZWISCHEN MYTHOS  
 UND ZUKUNFT

In der heutigen Zeit, in der nahezu jeder meint, er könne schreiben, ist es schwer, wirkliche Erzähler zu finden. Damit meine ich nicht diejenigen, die einen geraden Satz formulieren und sich eine fehlerfreie Geschichte ausdenken können, vielmehr denke ich an die großen Erzähler aus der Vergan-

genheit, die durch 1001 Nacht in unseren Gedächtnissen verankert sind. Geschichten, die sich um fremde Welten drehen und dabei so ineinander verzahnt sind, dass es eine Freude ist, die kleinen Querverweise zu entdecken und sie als großes Ganzes zu betrachten.

Eine weitere Kunst ist es in meinen Augen, die verschiedenen Genres in gleicher Güte und Qualität bedienen zu können, dass man dem Erzähler anmerkt, dass er sich in vielen Welten heimisch fühlt und er das über seine Erzählungen an den Lesenden heranträgt.

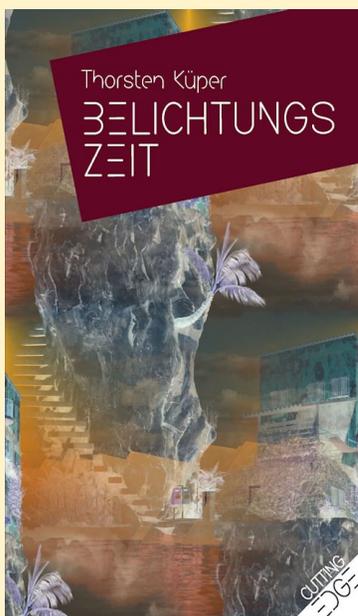
Dieser Sammelband von Friedhelm Schneidewind führt vor Augen, was ich zu Anfang erörtert habe. In 100 Geschichten erzählt der Autor über die unterschiedlichsten Welten, sei es Vampirismus in mehreren Jahrhunderten, die Entwicklung der Kriminalpolizei in der Zukunft oder gar eine Reinkarnation von Karl May, all diese Erzählungen fasst der Autor in dem Band zusammen. Untermalt mit ein-

zelnen Covern der Phantastischen Miniaturen sowie mehreren Liedtexten zeigt Friedhelm Schneidewind, zu welcher Bandbreite ein sehr guter Erzähler fähig sein kann. Er lässt sich nicht in das Korsett eines Genres oder einer Ausdrucksform pressen und beweist dadurch, wie breit das Spektrum eines Autors zu sein vermag. Alle Geschichten haben auch in der bewusst gewählten Kürze einen großen Unterhaltungscharakter, und bei mehrteiligen Erzählungen gelingt es ihm, die Lesenden ohne großartige Wiederholungen in die jeweilige Welt zurückzuführen.

Ein Autor, dessen Geschichten man gerne liest und die einem als Schreiberling zeigen, zu was man als Autor in der Lage sein kann.

**p.machinery, Februar 2023,**  
**Paperback, 21,90 €,**  
**Seitenzahl: 324**  
**ISBN TB: 978-3957653239**

REZENSIIERT VON SARAH LUTTER



© p.machinery

THORSTEN KÜPER  
**BELICHTUNGSZEIT**

Oftmals sagt man der Science-Fiction nach, dass sie das Genre sei, das die Zukunft vorhersehen könne. Nun, vielleicht trifft das nicht ganz die Realität, aber es ist eine Tatsache, dass SF-Autoren die technischen Fortschritte am besten im Blick und somit die Tastatur am Puls der Zeit und der nahen Zukunft haben.

Weil die ersten der neun Geschichten beinahe 20 Jahre alt sind, mutet das Lesen von *Belichtungszeit* wie eine Zeitreise

an. In den Geschichten, die zunächst skurril oder vielleicht auch übertrieben wirken, haben sich Ideen manifestiert, die heutzutage Alltag sind. Beobachtungen, Big-Brother-Manien, Forschung, viele Bereiche spricht Thorsten Küper, der in der Szene sein eigenes Genre *Kueperpunk* geschaffen hat, oftmals äußerst kritisch an. Denn Technik und die damit einhergehende Kontrolle ist in den falschen Händen ein Machtwerkzeug, das zu vielen Schandtaten führen kann. Sei es, dass Menschen ihre eigene körperliche Gewalt via Chip an einen

Externen abgeben oder gar ein Künstler Installationen mit böswilliger Absicht schafft.

Während in der ersten Geschichte Computerbefehle zu Exklusivnachrichten führen, zwei Geschichten mit der Idee spielen, dass ein Mensch einen anderen durch einen Chip wie eine Spielfigur steuern kann, zeigt die Titelgeschichte, dass Versuche an Menschen ohne deren Wissen zu Gewalt und Hass, aber auch zu geistigen Höhenflügen führen können. Auch die Frage nach dem freien Willen

wird in zwei Geschichten thematisiert. In ihnen geht es um Forschungseinrichtungen und die Fragen, wer die Verantwortung trägt und wer die Zielgruppe für die Forschungsergebnisse ist. Wattebauschtexte sucht man in dieser Zusammenstellung vergebens, die beschriebene Zukunft ist brutal, egozentrisch, und der mit dem meisten Geld bestimmt die Musik. Küpers Geschichten lesen sich nicht nebenbei. Man wird gezwungen, über sie nachzudenken, sich die Konsequenzen vor

Augen zu führen und zu realisieren: Seine damalige Zukunft ist oftmals unsere heutige Zeit. Man sollte gut zuhören, was er aktuell schreibt, um die nächsten Jahre abschätzen zu können.

**p. machinery, Cutting Edge  
November 2022,  
Taschenbuch, 17,90 €,  
Seitenzahl: 248  
ISBN TB: 978-3957653055**

REZENSiert VON SARAH LUTTER



© Miriam Skovo

MIRIAM SKOVO  
**DIE GOLDENE KAISERIN**  
FROM DRAGONS AND GODS

*»Eher schlitze ich mir die Kehle auf, als sie auf dem Thron anzuerkennen!«*

Solange Jinjin denken kann, wird ihr Leben von Männern bestimmt, denn in ihrer Welt sind Frauen nichts wert. In jedem Frühling wird eine Jungfrau dem achtköpfigen Drachen geopfert, um das Leben des Kaisers um ein weiteres Jahr zu verlängern. Als Jinjins Vater sie

als nächstes Opfer vorschlägt, steht für Jinjin fest, dass sie sich unter keinen Umständen in ihr Schicksal ergeben wird ...

Miriam Skovo hat es geschafft, mich von der ersten Seite an in diese Geschichte hineinzuziehen. Sie hat einen bildhaften Schreibstil, der locker zu lesen ist. Man kann sich von Anfang an in Jinjins Leben hineinversetzen. Da die Handlung im alten chinesischen Kaiserreich spielt, bekommt man so einiges über die Stellung der Frau in dieser Zeit mit: Wie schlimm es eigentlich für Jinjin war, welche Kämpfe sie ausstehen musste, um überhaupt zu überleben. Sie wurde von ihrem Vater – wie bereits im Klappentext erwähnt – als Opfer für den goldenen Drachen verschachert.

Auf ihrer Reise zu ihrem Schicksal, wächst sie über sich hinaus – obwohl sie nie jemand war, der sich in sein Schicksal ergibt. Sie lernt, dass man auch über den Tellerrand hinaus schauen sollte – erlebt, was Freundschaft bedeutet und wie das alles mit dem Spiel der Götter zusammenhängt.

Mich hat an dieser Geschichte die Welt der chinesischen Sagen und Legenden fasziniert, die hier immer wieder eingewoben sind. Gerade weil sie in dieser Sagenwelt spielt, dürfen natürlich Drachen nicht fehlen – die auf verschiedenste Weisen eine Rolle in dieser Geschichte spielen.

Fazit: Eine sagenhafte Welt mit faszinierenden Charakteren, die sich wirklich zu entdecken lohnt. Die Autorin hat mich in den Bann der Drachen und Götter gezogen und in eine neue Sagenwelt entführt.

**Selbstverlag, Juni 2023,  
Taschenbuch, 16,99 €,  
Seitenzahl: 552  
ISBN TB: 979-8397357623**

REZENSiert VON MELANIE WERNER



JANIKA REHAK & YVONNE TUNNAT  
**DER TOD KOMMT AUF  
 ZAHNRÄDERN**  
 STEAMPUNK ANTHOLOGIE

Atmosphärisch dichte Steampunk-Geschichten!

Diese Anthologie enthält 15 Texte, von denen mir zehn so gut gefallen haben, dass ich sie hier erwähnen möchte. Das ausführliche Fazit folgt am Schluss, ich kann aber schon jetzt verraten, dass diese Textsammlung für mich das Anthologie-Highlight des Jahres 2022 ist. Umso mehr freut es mich natürlich, dass ein Text von mir Teil davon ist!

*Angelika Brox: My Happiness*

Jemand unternimmt eine Zeitreise und landet in einer Steampunkwelt, die in flüssiger Sprache, allerdings ohne Perlen, beschrieben wird. Ich fand den Text kurzweilig und die Pointe, die eines der großen Rätsel unserer Vergangenheit klärt ;), witzig, allerdings gab es für meinen Geschmack etwas zu viele Beschreibungen und auch keine Tiefe. Aber das ist meines Erachtens auch nicht das, was dieser Text möchte, ich denke,

hier geht es um kurzweilige Unterhaltung, und die ist gegeben.

*Lina Thiede: Damenopfer*

Die Geschichte erzählt von einem Schachspiel, bei dem die Figuren von Menschen verkörpert werden. Ich mochte die gelungene Atmosphäre und die flüssige Sprache, allerdings ging es mir hier wie beim Schach: Ich verstehe die Regeln zwar grundlegend, verstehe aber nicht recht, wie man daraus ein spannendes Spiel macht. Die Geschichte hat trotzdem Spannung und auch ein irgendwie folgerichtiges Ende – trotzdem hätte ich es lieber gehabt, wenn ich auch auf der Schachebene verstanden hätte, was passiert. Gibt es da nicht Könige, die matt gesetzt werden müssen? Und welche Geschichte wird hier eigentlich erzählt? Die einer Revolution? Da hätte ich gern noch etwas mehr von der Welt drumherum gewusst.

*Tessa Maelle: Tempus Fugit*

Diese Geschichte hat mich atmosphärisch und von der Sprache her sofort eingefangen: Eine Frau hat eine versteckte Maschine, welche die Zeit für einzelne Personen schneller vergehen lassen kann. Und sie nutzt sie, um gewalttätige Männer zu ermorden. Sie wird fast erwischt, und dann findet sie eine Nachfolgerin – und wir erfahren, dass sie zu einer Gruppe Frauen gehört, die das Recht in die eigenen Hände nehmen. Dem Plot konnte ich im Detail nicht immer ganz folgen (warum muss ein Finger von ihr in die Maschine?), und das Thema ist mir etwas plakativ geschildert: Wenn man die Macht einer solchen Maschine hätte,

wäre das eine gute Einsatzmöglichkeit? Mir legt der Text etwas zu nahe, dass männliche Gewalt an Frauen eine Sache ist, die im Einzelfall gelöst werden kann und sollte – bei Ausblendung der Strukturen, die diese Gewalt ermöglichen und befördern und mit einer Bagatellisierung von Selbstjustiz, die ich nicht befürworte. Trotzdem ist das ein spannender und sprachlich schöner Text.

*Carolyn Gmyrek: Die Jagd nach Dampf*

Wow! Der Beginn dieser Geschichte hat wirklich einen sehr schön ausgeprägten *Sense of Wonder*: Wir sehen einem Jungen zu, der halbmechanisch ist und von cyborgischen Tierwesen versorgt wird. Das wird atmosphärisch dicht und in gelungener Sprache geschildert. Leider gelingt es dem Text nicht, die passende Emotionalität nachvollziehbar einzufangen: Es wird gezeigt, wie der Junge mit seinen nachlassenden körperlichen Funktionen ringt und gleichzeitig behauptet, dass er keine Angst kenne – ein Widerspruch, den der Text nicht auflöst und den wohl jede Person, die mit nachlassenden Körperfunktionen konfrontiert ist, als gravierend anerkennen wird.

Dann springt die Perspektive zu einer Frau, die den Jungen mit drei Männern jagt, um ihn zu untersuchen. In einem riesigen Block Infodump erfahren wir den Hintergrund des Jungen und seine Verbindung zur Jägerin. Hier wurde meines Erachtens viel Potenzial verschenkt, zumal nicht nachvollziehbar ist, warum die Frau die Männer mitnimmt, wenn sie weiß, dass sie eine Gefahr für den Jungen

sind. Am Ende begegnet die Frau dem Jungen, hier wäre Raum gewesen für eine intensive Schilderung der Begegnung mit einem Wesen, das seit hundert Jahren allein und wahrscheinlich auch einsam ist, und sie wird leider verschenkt. Stattdessen bleibt die Frau ein hilfloses Gegenüber, das den Männern trotz ihrer vorhandenen Expertise wenig entgegenzusetzen kann. Wirklich schade, aber die intensiv geschilderten Bilder machen es für mich trotzdem zu einem erwähnenswerten Text.

*Aiki Mira: Die Zukunft*

Aus der Sicht von Oskar, einer Fotografin, die sich in ein Ebenbild ihres Vaters verwandelt hat, erfahren wir von ihrer unerfüllten Liebe zu Aurelie, einer Frau, die verheiratet ist, aber trotzdem wirkt, als würde sie sich nicht einfangen lassen. Autorx Aiki Mira schildert in gewohnt dichter Sprache voller schöner Bilder die Begegnungen der beiden, Oskars Sehnsucht und die hilflosen Versuche, der Geliebten nahe zu kommen. Dabei spielt Mira gekonnt mit Klischees. Zeitweise schlägt der Text mit Lebensweisheiten nur so um sich, die Sprache scheint wichtiger zu werden als der Inhalt: »Dauernd wollen wir mit irgendetwas Kontakt aufnehmen. Am liebsten mit Dingen, die außerhalb unserer Reichweite sind.«

Ich liebe die melancholische Stimmung des Textes, die mich tief berührt hat, auch wenn ich finde, dass es mir zeitweise zu wenig Handlung bot. Die einzelnen Personen und Szenen verschwimmen fast traumhaft, und ich hatte Mühe, mich zurechtzufinden. Oskar ringt mit Gustav

um Aurelies Gunst, dabei bleibt das Verhältnis der drei Figuren vage. Schließlich verschwindet Aurelie – Oskar und Gustav bleiben übrig und entwickeln eine von tiefer Einsamkeit und Sehnsucht geprägte Nähe, die mich traurig werden lässt und anrührt. Ob Aurelie schließlich ihren Traum verwirklichen konnte und zu welchen Kosten, bleibt vage, hier sind verschiedene Lesarten möglich. Einer meiner Lieblingstexte im Buch.

*Janika Rehak: Mechanical Circus*

Ein Junge aus reichem Elternhaus entflieht den Anforderungen des Umfeldes und der Härte seines Vaters in eine Spielzeugwelt. Diese wird einfühlsam und atmosphärisch schön beschrieben, dabei gibt es auch gut eingesetzte sprachliche Perlen, wie »An guten Tagen lachte Vater dann. Es muss solche Tage gegeben haben.« Ich finde es grandios, wie Janika Rehak hier mit zwei kurzen Sätzen die Atmosphäre in der Familie schildert und Raum für meine Vorstellungskraft lässt.

Als die Mutter des Jungen stirbt, ist dieser sehr einsam. Er sucht Halt bei dem Spielzeughändler, aber dieser kann die Leerstelle nicht füllen, was auch folgerichtig ist. So bleibt dem Haupthelden nur die Flucht in die Fantasie – wobei offen bleibt, ob diese mit dem Leben vereinbar ist. Ich mag diesen Text, er berührt mich und malt schöne Bilder. Auch dieser Text gehört zu meinen Lieblingstexten.

*Thorsten Küper: Hayes Töchter und Söhne*

Diese Geschichte ist sowohl sprachlich als auch inhaltlich grandios! Ein Mann sucht nach seinem Sohn, seinen halb de-

menten Schwiegervater nimmt er mit. Er weiß, dass sein Sohn entführt und in eine willenlose Maschine verwandelt worden ist, und versucht, nicht nur ihn, sondern alle Kinder, denen das widerfahren ist, zu retten. Thorsten Küper zeichnet eine düstere, beklemmende Atmosphäre: die gesamte Fabrik mit ihren Sklaven, die Leute, die wegsehen, die eigene Ohnmacht. Daneben fächert er das Ringen amerikanischer Ureinwohner nach Anerkennung und eigenen Räumen auf, stellt Fragen nach Herkunft und Vaterschaft und schafft einen Protagonisten, der mir wirklich nahe gerückt ist. Dahinter werden auch politische Themen aufgemacht, Fragen danach, wer warum für marginalisierte Gruppen eintritt und wie gern Leute wegschauen. Auch hier gibt es ein Rachemotiv, aber anders als in *Tempus Fugit* wirkt es auf mich nicht kühl und berechnend, sondern aus der individuellen Hilflosigkeit und Not geboren. So wird es für mich nachvollzieh- und gleichzeitig hinterfragbar. Das ist mein Favoritentext!

*Jol Rosenberg: Sehnsucht*

In meinem eigenen Text fehlt auf der letzten Seite eine Leerzeile. Schade. ;)

*Yvonne Tunnat: Morsche Haut*

Schon der Titel löst in mir ein Kopfkino aus, das Ekel hervorruft: sinnlich, aber auf eine widerwärtige Art und Weise. Yvonne Tunnat erzählt von einer Begegnung der Hauptperson mit einer Mutter samt Kind im Speisewagen eines Zuges, und sie tut dies atmosphärisch und alle Sinne ansprechend: »Seine Stirnhaut wirkt zerfurcht

und seltsam marmoriert.«

Die eigentliche Handlung des kurzen Textes ist sehr überschaubar, viel findet im Inneren der Hauptperson statt, der wir nah folgen dürfen: Sie hat vor 30 Jahren einen Sohn verloren und sich dagegen entschieden, ihn maschinell am Leben zu erhalten. Nun sieht sie, was hätte passieren können, wenn sie sich dafür entschieden hätte.

Mich hat dieser Text sehr angesprochen, der gut beschriebene Ekel, die Trauer, aber auch das Mitgefühl, das über den Ekel hinwegreicht. Auch das ist einer meiner Lieblingstexte.

*Oliver Bayer: Die Nacht des toten Gärtners*

Den Einstieg in diesen Text habe ich geliebt! Mit Sprachwitz und Humor wird aus der Sicht von Rosina erzählt, wie sie glaubt, versehentlich jemanden umgebracht zu haben. Rosinas Hintergrund als Prostituierte wird gefühlvoll aufgeblättert, ihre Hilflosigkeit im Umgang mit der Situation einfühlsam geschildert. Leider kommt dann ein Perspektivwechsel und eine ganze Seite lang Infodump, die uns erklärt, was die Hintergründe sind. Dann wandelt sich die Sache in eine Kriminalgeschichte, der ich nicht mehr folgen kann: Rosina hat den Gärtner offenbar nicht ermordet, und insgesamt passt hier einiges nicht zusammen. Warum glaubt sie, die Leiche entsorgen zu müssen, wo diese doch auf einem Grundstück liegt, das niemand betritt?

Sie bittet den Doktor um Hilfe, der, so wird immer klarer, dort einen Trank braut, der Lebensenergie von einer Person auf andere übertragen kann. Aber was es nun mit der Stadtpolitik

und dem Trank auf sich hat und warum die Personen handeln, wie sie handeln, bleibt mir leider schleierhaft. Auch geht der Humor des Textes nach dem Beginn völlig verloren, die Erzählstimme wandelt sich und die Perspektiven bleiben unklar. Schade. Meines Erachtens hätte Bayer seiner Rosina treu bleiben sollen (perspektivisch, meine ich!).

Fazit: Insgesamt ist diese Anthologie eindeutig die Beste, die ich dieses Jahr gelesen habe: Von 15 Texten gefallen mir nur fünf nicht. Vier gefallen mir richtig gut, sie haben Tiefe und sprachliche Besonderheiten, die das Lesen zu einem Genuss machen. Viele Texte bewegen sich im Mittelfeld, sie sind unterhaltsam und gut lesbar oder sie haben gute Ideen (die nicht gut genug durchgehalten sind, um sie zu sehr guten Texten zu machen). Die Textauswahl erscheint mir insgesamt gelungen, die Texte sind abwechslungsreich, und es gibt einige mit in vielerlei Hinsicht diversem Cast, was mich oft besonders anspricht.

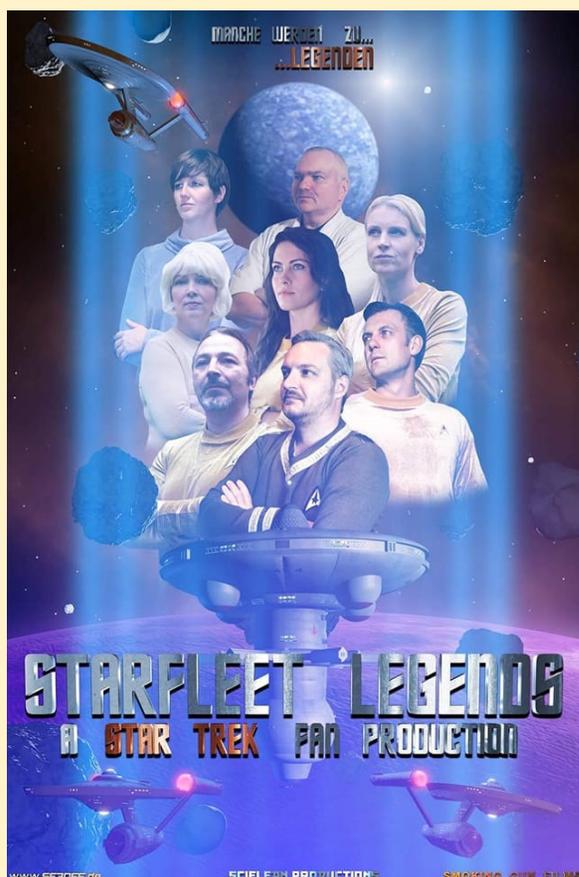
Die Aufmachung des Buches hat einen Pluspunkt verdient: Das Cover ist ansprechend. Die steampunkigen Überschriften und die Zahnräder unten auf jeder Seite werten das Buch optisch auf. Allerdings tue ich mich etwas schwer, die Anthologie als Science-Fiction-Werk einzuordnen. Obwohl Steampunk offiziell als Science-Fiction-Gattung gilt, zeigt die Anthologie doch einen recht großen Teil an Texten (fünf insgesamt), die ich eher der Fantasy zuordnen würde: Da gibt es Magie, Zaubersprüche und magische Wesen, Wissenschaft spielt

kaum eine Rolle. Vielleicht liegt das daran, dass in vielen Texten Steampunk eher Staffage ist und für die Handlung selbst kaum eine Rolle spielt. Für mich ist Steampunk viktorianisch inspiriert und beginnt bei der Frage, was passiert wäre, wenn die damalige Gesellschaft weiter dominiert hätte. Der hier nicht rezensierte Text von Michael Schmidt spielt in den 1920ern, eine Zeit, die ich nicht mit Steampunk verbinde.

Es stellt sich also die Frage: Was ist Steampunk heute? Und ist es möglich, Science-Fiction als Genre klar abzugrenzen? Ich würde sagen, dass Steampunk im weiteren Sinne von einer gewissen Atmosphäre lebt, von Mode, Kupfer, Zahnrädern und Dampfantrieb. Es gibt immer eine gewisse rebellische Komponente und ein fantastisches Element, das Fantasy oder Science-Fiction sein kann. Das trifft auf fast alle Texte dieser Anthologie zu. Somit bewegt sich das Subgenre Steampunk, so wie es heute gefüllt wird, meiner Meinung nach am Rande der SF.

**Amrún Verlag, Oktober 2022,  
Softcover, 13,90 €,  
Seitenzahl: 320  
ISBN TB: 978-3958695009**

REZENSIERT VON JOL ROSENBERG



### STARFLEET LEGENDS A STAR TREK FAN PRODUCTION

Das bloße Konsumieren ist manchen *Star-Trek*-Fans zu wenig. Unzählige Geschichten, Zeichnungen, Modellbauten und Cosplays zeugen von der Kreativität, die durch das Schauen der Serien und Filme entfesselt wird und bei nicht wenigen Fans entscheidend für die Berufswahl war. Zu den ambitioniertesten Projekten zählten von jeher Fanfilme.

Der Rückkehr von Jean-Luc Picard zum Trotz, ist es wohl besonders die Ära der klassischen Serie, welche die meisten Produktionen inspiriert. Hollywood lieferte die (als *Kelvin-Timeline* bezeichneten) Reboot-Filme, *Discovery* und jüngst *Strange New Worlds*. Die amerikanischen Fans boten *Prelude to Axanar*, *New Voyages* und *Continues*.

Die deutsche Produktion *Starfleet Legends* bedient sich ebenfalls des Originals und spielt etwa zehn bis fünfzehn Jahre vor der Fünf-Jahres-Mission von Captain Kirk und Mister Spock. Bei den titelgebenden *Legenden* handelt es sich um Robert T. April und Christopher Pike sowie Garth von Izar, die in *Star Trek: Raumschiff Enterprise* und dem 1973 entstandenen Zeichentrickableger je einmal



© Smoking Gun Films | Thorsten Pick

in Erscheinung traten. Die drei Kommandanten werden von den Brücken ihrer Raumschiffe durch eine fremde Macht auf einen exotischen Planeten gebracht. Dort werden sie mit dem Dilemma konfrontiert, dass eine fremde Spezies Hilfe benötigt, die im Konflikt mit den Prinzipien der Föderation steht.

Dass die Möglichkeiten bei einem No-Budget-Film begrenzt sind, wird ebenso wenig überraschen wie die Feststellung, dass manche der Darsteller:innen vermutlich wenig bis keine Schauspielerefahrung haben. Beeindruckend ist *Starfleet Legends* dennoch. Die Spezialeffekte und der Soundtrack sind erstklassig. Von einigen eher statisch gefilmten Dialogen abgesehen, weiß auch die abwechslungsreiche Kameraführung zu begeistern. Die beiden bislang veröffentlichten Episoden stellen nicht nur unter Beweis, dass die Beteiligten sorgsam recherchiert, sondern auch verstanden haben, was eine *Star-Trek*-Geschichte braucht und wodurch sich dieses Franchise von anderen SF-Universen unterscheidet.

Fazit: *Starfleet Legends* ist eine Liebeserklärung an die klassische Serie, die mit einer ansprechenden Geschichte, vielen Anspielungen und einem retro-futuristischem Design begeistert.

**Smoking Gun Films - YouTube:**  
<https://www.youtube.com/@FleetadmiralBelar>

REZENSIERT VON CHRISTOPH GRIMM

**Petra Berger** stammt aus dem Rheinland und lebt seit über 20 Jahren in der Nähe von Karlsruhe. Ihre Begeisterung begann mit den Romanen von Jules Verne, und als sie im Alter von 14 Jahren das erste Mal *Der Herr der Ringe* gelesen hatte, war sie infiziert. Neben den Klassikern der Fantasy stellt sie auf ihrem Blog gerne Bücher von Selfpublisher:innen und aus Kleinstverlagen vor. Petra Berger arbeitet als LKW-Disponentin und entspannt sich mit Lesen nach einem stressigen Tag.

<https://phantastische-fluchten.blogspot.com>

Für **Anna Eichenbach** gibt es nichts Schöneres, als in phantastische Welten und vergangene Zeiten einzutauchen – und ihre Leser in eben solche zu entführen. In ihrem historischen Romandebüt *Wellensang: Eine Limford Saga* lässt sie die Wikingerzeit wieder lebendig werden.

**Volker Dornemann** veröffentlicht Microstories und Kurzgeschichten in Magazinen und Büchern. Vor Kurzem ist seine zweite Sammlung an Microstories unter dem Titel *NANITEN 2: 200 phantastische Microstories* erschienen.

**Anke Elsner**, Münster, verh., zwei Söhne; Abitur 1975, Studium der Germanistik, Soziologie und Publizistik an der WWU Münster; MA 1985; zweijähriger Forschungsauftrag Stadtarchiv Bocholt; Familienzeit; ab 2002 Dozentin für »Deutsch als Fremdsprache« an der Vhs Münster; seit 2013 Autorin; zahlreiche Nominierungen in (Kurzkrimi-)Wettbewerben; 1. Preise bei Schreibwettbewerben und Gewinnerin der »Mölltaler Schreibader« (*Heiligenblut*, 2019, Publikumspreis); über 50 Publikationen in Deutschland, Österreich und der Schweiz; Lesungen und Auftritte solo und als Mitglied der Gruppe »AG Sargnagel«; eigene Kurzkrimi-Anthologie *Doppelkopp* (Brighton-Verlag, 2016).

<https://ankeelsner.wordpress.com>

**Christoph Grimm**, geboren 1985, lebt umgeben von Tastengeklacker, Seitenrascheln und

Kindergeschrei. Manche Erlebnisse in anderen Welten dokumentiert er als Autor selbst, andere gibt er heraus. Bislang erschienen mehr als 20 Kurzgeschichten, 11 Anthologien und seit 2021 die Zeitschrift *Weltenportal*.

<https://christophgrimm.com>

**Julia Notter** ist 1993 nahe Wien geboren und lebt heute mit ihrem Partner und zwei Katzen in Oberösterreich. Schon im Kindergarten hat sie Unmengen eigener Kunstwerke angefertigt – eine Leidenschaft, die sie bislang durch ihr ganzes Leben begleitet. Tausende Stunden, Hunderte Stifte und Dutzende Malblöcke mussten mittlerweile dran glauben und dabei helfen, ihrer Kreativität Ausdruck zu verleihen. Egal ob Bleistift, Fineliner, Acrylfarbe oder Digitalkunst – sie probiert sich gerne aus und erfindet sich und ihre Kunst immer wieder neu.

**Christine Jurasek** lebt in einer Kleinstadt am Alpennordrand und ist (physisch) gern in den heimischen Bergen und (fiktiv) in fernen Zeiten und Welten unterwegs. Sie veröffentlichte zahlreiche Kurzgeschichten in Anthologien und schreibt gerade an einem Krimi, welcher in den Alpen angesiedelt ist.

**Reiner Krauss** kommt aus dem Südwesten in Rheinland-Pfalz. Sein Faible für die Science-Fiction wurde in frühen Jahren zunächst durch die reale Raumfahrt des Apollo-Mondprogramms begründet. Die *Perry-Rhodan*-Romane, *Star Wars*, *Raumschiff Enterprise* und *Mondbasis Alpha 1* ließen ihn später in weite Fernen reisen. Der Erfolg und Leidensweg der außergewöhnlichen TV-Serie *Farscape* brachte später den Einstieg in die Gemeinschaft von Gleichgesinnten, und so entdeckte er auch die Freude, spannende Geschichten zu erzählen oder sich in Film, Buch oder Themen zwischen Raumfahrt und Fantasy zu bewegen. Hier und da stehen ihm phantastische Interview-Partner Rede und Antwort. <https://www.proc.org/fan-publikationen/ad-astra-der-perry-rhodan-podcast/>

**David A. Lindsam** schreibt in seinem Blog über Phantastik, Fantasy und das Schöne an der Literatur. Und er stellt sich seinen eigenen Ansprüchen als Leser, indem er sie in Romane umsetzt – ein spannender Spagat.

2022 erschien von ihm *Dar-Rashûk: Die Macht der Vergangenheit*.

<https://www.edition-ars.de>

**Dieter Rieken** stammt aus einer Kleinstadt in Ostfriesland und einer Zeit, in der Autor:innen noch mit Schreibmaschine und Fotokopien arbeiteten. Er studierte Germanistik und Slawistik und ist heute als PR-Manager in der IT-Branche tätig. In seiner Freizeit ist er ein begeisterter Leser und Schreiber, Korrektor und Rezensent. Science-Fiction publiziert er seit 1984. Seine besten Erzählungen finden sich in der Sammlung *Überlebensprogramm* (2018). Sein Buch *Land unter* (p. machinery, 2020) ist eine Mischung aus Zukunfts-, Krimi- und Heimatroman. Zuletzt erschien die Novelle *Jonas in Nova 33*.

<https://www.spbonline.de>

**Ralf H. Schneider**, Jahrgang 1971, dessen Mittelinitiale nur ein verzweifelt nützliches Hilfsmittel gegen die Verwechslung seines unnachahmlich seltenen Namens ist, lebt mit der Liebe seines Lebens im beschaulichen Karlsruhe. Er studierte Deutsch, Geographie und Biologie auf Lehramt und promovierte in Germanistik, verguckte sich in die Mediävistik und wilderte in den Medien- und Kulturwissenschaften. Seit er Musik hört, schlägt sein Herz für Prog, und seit er lesen kann für die Phantastik, beginnend mit den Altvorderen in Fantasy und Science-Fiction, und in letzter Zeit mehr für die Progressive Phantastik, deren Autor:innen Herzen aus Gold haben. Er macht in IT-Kram, Erwachsenenbildung und Radio, frönt seinem unbändigen Drang zu katalogisieren (Danke, Obsidian!) und vertrödelt viel zu viel Zeit mit Social Media, wobei seit Neuestem Midjourney den Löwenanteil einnimmt. <https://noosphaere.de>

**Nele Sickel**, Jahrgang 1990, Exilberlinerin, lebt und schreibt in Braunschweig. Zu ihren literarischen Vorlieben zählen skurrile Figuren, Raumschiffe und prägnante Enden. Ihre Texte erscheinen regelmäßig in Zeitschriften und Anthologien.

<https://perpetuum-narrabile.de>

**Daniela Tandetzke**, geboren 1976, lebt mit ihrer Familie in Berlin. Seit früher Jugend interessiert sie sich für SF und Fantasy. Seit 2020 betreibt sie einen Tumblr-Blog mit ihren kreativen Werken.

<https://www.tumblr.com/dahni1bln>

**Melanie Werner** ist 1983 geboren und lebt mit ihrer Familie im Rhein-Neckar-Kreis. Seit 2017 bloggt sie über *AMJ BookWorld*. Dort versucht sie, den Lesern Bücher aus den Bereichen Fantasy, Science-Fiction und Kinderliteratur näher zu bringen.

[www.amjbookworld.de](http://www.amjbookworld.de)

**Amalia Zeichnerin** lebt in Hamburg und schreibt in den Genres Phantastik, Historisches, Krimi und Romance – gern mit queeren Hauptfiguren und Diversität, denn die Welt ist bunt und vielfältig.

<https://amalia-zeichnerin.net>

## Weitere Mitwirkende:

*Informationen zu weiteren Mitwirkenden finden sich im Anschluss an Beiträge in dieser Ausgabe:*

**Galax Acheronian** (S. 28), **Manuel Otto Bendrin** (S. 34), **Detlef Klewer** (S. 25), **Jol Rosenberg** (S. 15), **Sarah Lutter** (S. 79), **Yvonne Tunnat** (S. 7)

An dieser Stelle geben wir für alle Lesenden, die sich vorab informieren möchten, einen Überblick, welche Inhalte in den einzelnen Prosabeiträgen dieser Ausgabe thematisiert werden. Bitte beachtet, dass dadurch bestimmte, überraschend gedachte Wendungen und Pointen (Spoiler) in den Geschichten vorweggenommen werden.

**Die Geburtstagsparty** | Yvonne Tunnat

*Thematisierung gesellschaftlicher Unterschiede in Bezug auf Kinder*

**Eine Person, eine Karte** | Jol Rosenberg

*Thematisierung von Armut und Social Score*

**Die Hitze der Bürokratie** | Nicole Hobusch

*Thematisierung der Hölle, Verdammnis*

**S. A. I. S.** | Galax Acheronian

*(keine)*

**Die Staffel** | Manuel Otto Bendrin

*Thematisierung von übernatürlichem Horror, Infiltration und Transformation*

**Herrschaft der Algorithmen** | Kai Focke

*Krieg, Entmenschlichung, KI, Ende der menschlichen Zivilisation*

**Fly me to the dune** | Frank Lauenroth

*Krieg, Armut, Darstellung von Kämpfen*

**Pisauridae** | Anke Elsner

*Thematisierung von Transformation und Mutation, Spinnen*

**Harmonien** | Nele SICKEL

*(keine)*

**Opium** | Sarah Lutter

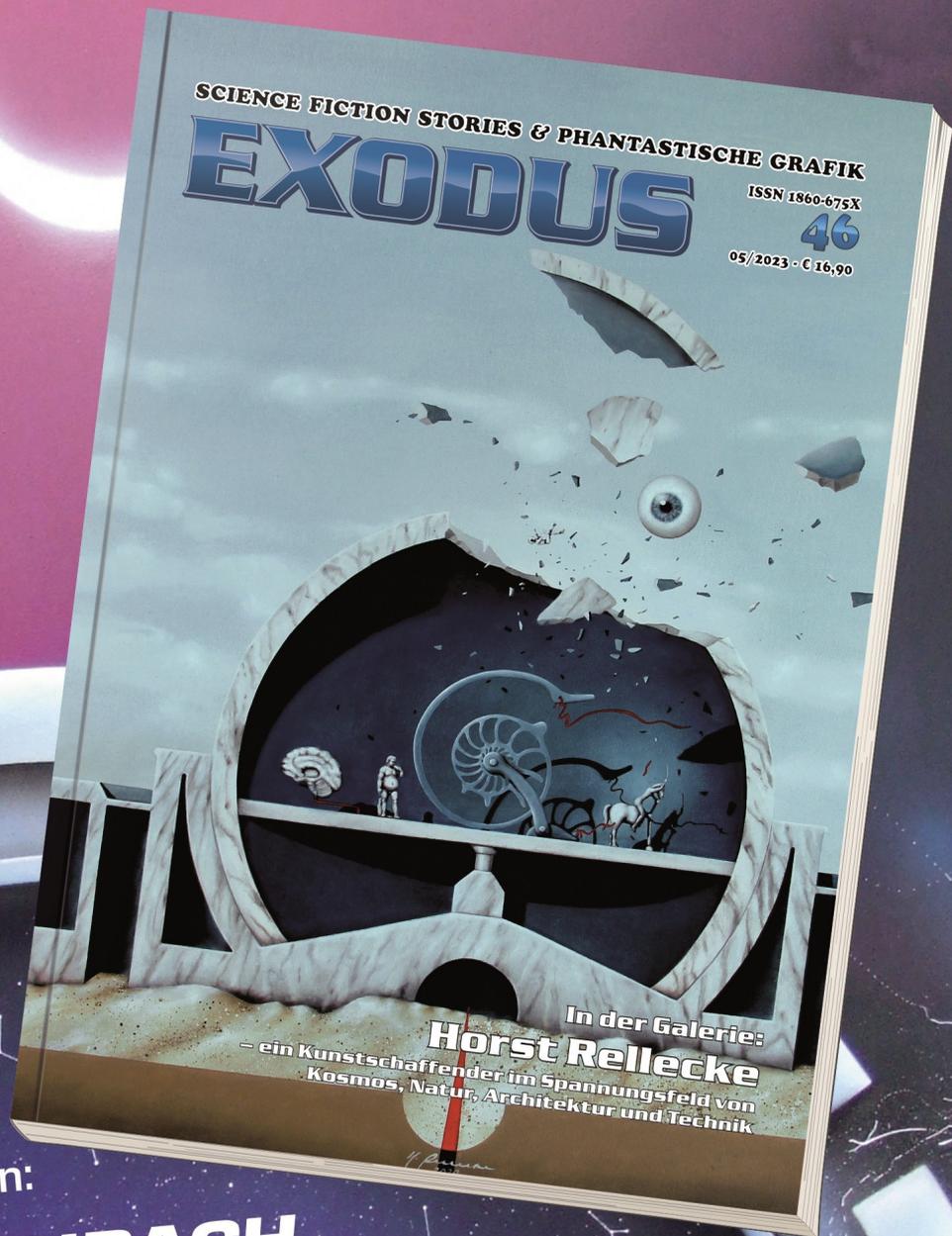
*Tod einer Hauptperson, Totschlag, Mord, Drogen, Drogensucht, Darstellungen körperlicher Gewalt*

**Die Prinzessinnen: Die hohe Kunst des Ausschlachtens** | Christian Endres

*Derbe Wortwahl, Darstellung von Kampfhandlungen und körperlicher Gewalt, Blut*

**20 Jahre  
EXODUS**

»Science Fiction Stories  
& phantastische Grafik«  
2003 - 2023



Neue  
Science-Fiction-Stories von:

**ANDREAS ESCHBACH**

»Das Tor zur Goldenen Stadt«

**KLAUS N. FRICK**

»Im Haus der vielen Fenster«

**THOMAS GRÜTER**

»Brandzeichen«

**UWE HERMANN**

»Die End-of-Life-Schaltung«

**LISA JENNY KRIEG**

»Die Todbringerin«

**AIKI MIRA**

»Hier leben nur die Enkel von Elon Musk«

**UWE POST**

»Der Flaschenwal«

und viele andere ...

Erscheint exklusiv zum  
Metropol-Con  
in Berlin



Moreau • Wipperfürth • Kugler (Hrsg.) – [shop@exodusmagazin.de](mailto:shop@exodusmagazin.de)

**WWW.EXODUSMAGAZIN.DE**

